

# Buchbesprechungen

## Deutsche Geschichte und Kultur

Steuer, Heiko und Zimmermann, Ulrich (Hrsg.): *Alter Bergbau in Deutschland*. Sonderheft der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“. Stuttgart: Theiss 1993. 127 S., zahlr., z. T. farbige Illustrationen.

Es wird kein Zufall sein, daß in einer Zeit, in der sich der Bergbau in Deutschland in einer krisenhaften Entwicklung befindet, ein gesteigertes Interesse der Öffentlichkeit an Bergwerken, Bergbaugeschichte und der Kultur des Bergbaus zu beobachten ist. Während mit jeder Grube, die geschlossen wird, ein weiteres Stück Wirtschafts-, Technik- und Kulturgeschichte zu Ende geht, werden an vielen Stellen Besucherbergwerke eröffnet und erfreuen sich regen Zuspruchs. Der vorliegende Band trägt diesem Trend Rechnung und greift ein besonders schwieriges und gleichzeitig spannendes Kapitel des historischen Bergbaus auf.

Die Erforschung des Bergbaus von der Steinzeit bis zum Mittelalter steht vor dem Problem, daß bergbauliche Aktivitäten fast ständig die Spuren älterer Anlagen vernichteten. Wenn man aber der Meinung folgt, daß der Bergbau eine der wesentlichen technischen Grundlagen unserer Kultur ist, dann muß man gerade seinen Anfängen nachspüren. So wird zunächst umrissen, welche mineralischen Rohstoffe man im mitteleuropäischen Raum überhaupt finden kann. Dabei beschränken sich die Autoren auf die für den alten Bergbau wesentlichen Substanzen. In mehreren Kapiteln wird dann dem Bergbau auf verschiedene Erze und Gesteine zu verschiedenen Epochen, von der Steinzeit über den urgeschichtlichen Metallerzbau, den römischen Bergbau und den Bergbau des Früh- und Hochmittelalters, nachgegangen. Es entsteht ein interessantes Bild des Bergbaus „vor Agricola“. Dessen bekannte „Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen“ bestimmen vielleicht stärker, als dies angemessen ist, unser Bild vom alten Bergbau. Gerade der Bergbau bis zum Ausgang des Mittelalters läßt sich aber mit schriftlichen Quellen nur sehr unzureichend erschließen. Hier ist die Archäologie gefragt, die den Spuren des „alten Mannes“ im Gelände nachspüren muß.

Der Band überzeugt mit einer guten, übersichtsartigen Darstellung, die durch Grafiken, Diagramme und farbige Fotografien in sinnvoller Weise unterstützt wird. Zum Teil werden jüngste Erkenntnisse der sich ausweitenden Forschung vorgestellt. Der Darstellung des eigentlichen Bergbaus zu den verschiedenen Zeiten schließt sich das wichtige und seit Agricola im 16. Jahrhundert immer wieder diskutierte Problem der Umweltbelastung durch den Bergbau an. Angeregt durch den oben bereits angesprochenen „Boom“ des historischen Bergbaus, steht auch die archäologische Bodendenkmalpflege vor der Aufgabe, Spuren des alten Bergbaus zu erfassen und zu sichern. Hier ist leider, wie in fast allen Bereichen der archäologischen Denkmäler, bereits wieder über Zerstörung von wichtigen Fundstellen zu berichten. Diesmal sind es wohl in erster Linie Mineraliensammler, die aus Unkenntnis oder schierer Ignoranz wichtige Quellen vernichten. Auch dieser Problemkreis, die Erhaltung der Denkmäler des Bergbaus, wird – wie in der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“ – angesprochen.

Insgesamt ein lesenswerter Band über ein aktuelles Thema der Archäologie und der Denkmalpflege. Trotz der für ein breites Publikum gedachten Darstellung ist es eine solide und viele Facetten des alten Bergbaus umfassende Einführung in ein spannendes Kapitel der Montangeschichte. Hilfreich sind dabei auch die Übersicht über die Schaubergwerke in Deutschland und das relativ umfängliche Literaturverzeichnis.

*Micha Röhring*

Becker, Armin: *Rom und die Chatten*. Darmstadt und Marburg 1992, 414 S. (Reihe: Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte, Bd. 88.)

Thematisch angeregt durch den Althistoriker Prof. Dr. K. Christ wurde diese Arbeit als Dissertation im Fachbereich Geschichtswissenschaften der Philipps-Universität Marburg 1991/92 angenommen. Nach einem knappen Überblick über den Stellenwert dieser Thematik in der Forschungsgeschichte des 20. Jahrhunderts formuliert der Verf. die Hauptziele seines Tuns, die sich aus der Struktur des Gesamtwerkes deutlich hervorheben. So stößt der Leser am Anfang auf eine



Art „kritische Quellenkunde“, in der erneut die bekannten literarischen Quellen zum römisch-germanischen Verhältnis aufgelistet und besonders ihr „Aussagewert“ unter Beachtung kontroverser Interpretationen abgehandelt werden. Tacitus liefert das umfangreichste Material über die Chatten (S. 34), aber überall wimmelt es von Unsicherheiten bezüglich der antiken Überlieferung. Es folgt dann eine Einführung in die jüngeren Ergebnisse der Archäologie seit den 60er und 70er Jahren, die uns Hinweise auf die Siedlungsorte der Chatten – Raum Nordhessen von Amöneburg über Fritzlar bis Hofgeismar –, auf kulturelle und wirtschaftliche Lebensformen geben und – im Gegensatz zur literarischen Überlieferung (1. Jahrhundert) – besonders aus dem 2. und 3. Jahrhundert n. Z. stammen. Vier Karten (83–86) veranschaulichen die Zentren der Fundorte.

Nachdem so das Fundament in den löchrigen und teilweise sumpfigen Boden historischer Überlieferung gelegt worden ist, eröffnet der Verf. die chronologisch angelegte Darstellung mit der „römischen Germanienpolitik von Caesar bis zur *clades Lolliana*“ und hebt u. a. die Umstrittenheit der Datierung der Trennung der Chatten von den Batavern hervor, die an der Rheinmündung siedelten, während für die Chatten ein Abkommen mit den Römern zum Schutze der Rheingrenze vermutet wird (S. 97). Die augusteische „Germanienpolitik“ erscheint im Lichte der neueren Forschung, z. B. von K. Christ, keineswegs das Ergebnis einer langfristigen Strategie der römischen Expansion bis zur Elbe, sondern vermittelt eher das Bild eines politisch-militärischen Zickzackkurses als Folge des Zusammenspiels von teilweise spontanen Aktionen und Reaktionen in der *Germania superior*. Die Chatten gewinnen in den Kämpfen gegen Drusus stärkeres politisches und militärisches Profil, vielleicht kommt es (nach dem Modell von Wenskus) zur „Stammesbildung“, aber eine Beteiligung am Aufstand gegen Varus läßt sich nicht belegen. Ein weiterer Schwerpunkt der römisch-chattischen Beziehungen läßt sich noch unter Domitian um ca. 84 n. Chr. ausmachen.

Die Vorzüge der Dissertation von Becker lassen sich vor allem darin sehen, daß eine übersichtlich strukturierte Darstellung die nur punktuelle Bedeutung der „Chatten“ innerhalb einer umfassenden Germanienpolitik während vier Jahrhunderten herausarbeitet. Dazu wird eine wahre Fülle von strittigen Problemkreisen in der Weise ausgearbeitet, daß der Leser sich durch die klare Wortwahl und Syntax immer wieder auf die vorhandenen Hypothesen und Interpretationsmöglichkeiten der polit-militärischen Quellen hingewiesen findet. Der Verf. sucht durch vorsichtige Formulierungen („wahrscheinlich“, „hypothetisch“, „könnte“ etc.) die kritische Diskussion mit anderen Forschern (z. B. Mildemberger, Simon, Wolters, Strobel, Timpe etc.), um so der Gefahr propagandistischer Monokausalität aus dem Wege zu gehen, ohne aber dabei darauf zu verzichten, an passender Stelle seine Deutung begründet vorzutragen. Wenn auch nicht jede These bezüglich der römischen Germanienpolitik neu ist – manche allgemeine Erkenntnis stand auch schon bei Taeger, Alterum, Bd. 2, S. 719, 733, 736 –, so stellt die vorgelegte Arbeit doch eine Art „Bestandsaufnahme“ althistorischer Forschungen und Kontroversen der jüngsten Vergangenheit dar, deren Bibliographie der Sekundärliteratur (ca. 34 S.) jedem den Weg zur Kenntniserweiterung auf diesem historischen Spezialgebiet eröffnet.

Volker Petri

Bóna, István: Das Hunnenreich. Dt. Übersetzung: Henrik Pröhle. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1991, 294 S., 75 Zeichnungen, 117 Abb., davon 31 farbig, Kartenbeilagen.

Es ist ohne Zweifel ein Verdienst des Verlages, die Arbeit des profunden Kenners der Völkerwanderungszeit auch deutschsprachigen Lesern zugänglich gemacht zu haben. István Bóna ist Professor der Ur- und Frühgeschichte an der Universität Budapest und Vorsitzender des Ausschusses für Archäologie der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Er breitet in der vorliegenden Arbeit seine Forschungsergebnisse aus fast drei Jahrzehnten aus und wählt dafür einen bisher nicht üblich gewesenen Weg.

Bóna teilt zunächst die Geschichte der Hunnen in Europa von 376 bis zu den Söhnen Attilas quellenmäßig überzeugend abgesichert mit. Hauptteil dieses Abschnittes ist der Lebens- und Wirkensbereich über den Großkönig des Hunnenreiches. Der Leser wird mit einem an der historischen Wirklichkeit orientierten Lebensbild des Herrschers vertraut gemacht, das vom bisher Überlieferten erhebliche Abstriche macht. Der Verfasser zeigt z. B. auf, daß der König bei Regierungsantritt eine bereits ausgebaute und gefestigte Großmacht übernommen hat, deren erfolgreiche politische Linie er schließlich verläßt, um mit den beiden Römischen Reichen einen Zweifrontenkrieg zu beginnen. Durch seinen frühen Tod blieben ihm aber die verhängnisvollen Folgen dieser Fehlentscheidung als Erfahrung erspart.

In einem zweiten Abschnitt konfrontiert Bóna seine historische Darstellung mit dem bisher bekannten archäologischen Fundmaterial. Er überprüft gewissermaßen seine Ausführungen an den Forschungsergebnissen der Archäologie. Dabei geht es dem Autor nicht um die Ausbreitung neuer Untersuchungsergebnisse oder Hypothesen zur hunnischen Geschichte, sondern um eine



Zusammenfassung der an den schriftlichen Quellen und den archäologischen Belegstücken wirklich abgesicherten Fakten. Es gelingt Bóna eine überzeugende Verbindung von historischer Quelle und archäologischem Fundmaterial, die den derzeitigen Forschungsstand beschreibt.

Das Ergebnis dieser Bemühungen ist ein Buch für den interessierten Laien mit wissenschaftlich beispielhaft belegten Aussagen, so daß auch der Fachhistoriker kaum Grund zur Kritik findet. Der katalogartig gestaltete Bildteil informiert den aus dem Westen Europas stammenden Leser über das ihm weithin unbekannte hunnische Fundmaterial aus Mittelasien und Osteuropa. Die den 117 Photos und auch den Bildtafeln beigegebenen Erläuterungen gehen inhaltlich und auch vom Umfang her weit über das Übliche einer Bildlegende hinaus.

Von großem Wert ist weiter der achtzehnteilige, bewertende Literaturbericht. Für den nicht so mit der hunnischen Geschichte vertrauten Leser bieten die Zeittafeln und die Übersicht über die großen historischen Ereignisse eine gute Hilfe bei der Lektüre. Die Gemeinschaftsausgabe von Corvina Kiadó, Budapest, und Konrad Theiss, Stuttgart, ist inhaltlich, aber auch durch die beispielhafte äußere Gestaltung eine Bereicherung des Buchmarktes für historisch interessierte Leser.

*Friedrich-Karl Baas*

Nusser, Peter: Deutsche Literatur im Mittelalter. Lebensformen, Wertvorstellungen und literarische Entwicklungen. Stuttgart: Kröner, 410 S., 13 Abb., Ln., DM 38,—, 1992 (= Kröners Taschenausgabe Bd. 480) (ISBN 3-520-48001-8).

Peter Nusser, Verfasser zahlreicher Aufsätze und Monographien zum Bereich der populären Lese Stoffe (z. B. Anzeigenwerbung, Romane für die Unterschicht, Trivialliteratur, Kriminalromane), hat sich mit diesem Band erstmals auf das Gebiet der Mediävistik vorgewagt und sogleich eine Literaturgeschichte des gesamten Mittelalters vorgelegt. Die altgermanistische Forschung boomt, und Kenner der mittelalterlichen Literatur halten es für eine „Tatsache, daß heute ein einzelner nicht mehr in der Lage ist, den gesamten in Frage kommenden Zeitraum vom 8. bis zum 16. Jahrhundert hinein hinlänglich zu überblicken“ (Joachim Heinze: Wie schreibt man eine Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters? In: Der Deutschunterricht 41, 1. 1989. S. 27–40. Hier S. 30.). Trotz der eigentlich gebotenen Zurückhaltung geht Nusser in seiner Einleitung zum Angriff über: Was seine von den anderen kürzlich erschienen Literaturgeschichten des Mittelalters unterscheidet, sei „ein deutlich bestimmbares und durchgängig in ihr [ihm] wirksames Erkenntnisinteresse“ (S. IX).

Seit der 1967 von Hans Robert Jauss geäußerten Kritik an der überkommenen Form der Literaturgeschichtsschreibung hat sich die germanistische Mediävistik eingehend mit der Problematik dieser „Lebensaufgabe“ (vgl. z. B. Max Wehrli: Literaturgeschichtsschreibung heute. In: Medium Aevum deutsch. FS Kurt Ruh. Tübingen 1979. S. 413–427) beschäftigt. Trotz der einhelligen Forschungsmeinung, daß grundsätzlich das chronologische Darstellungsprinzip wirklich ernstzunehmen sei, verfolgt Nusser eine andere Strategie: Er will nach den „Lebensformen“ und „Wertvorstellungen“ des Mittelalters fragen, die in Wechselwirkung mit den realen Lebensbedingungen, also sozialen, politischen und wirtschaftlichen Faktoren, stehen. Literatur stellt, so Nusser, das „Mittel“ dar, „um Maßstäbe des Handelns überhaupt benennen, über sie kommunizieren und sie tradieren zu können“ (S. XI).

In vier großen Kapiteln beschäftigt er sich mit vier verschiedenen sozialen Typen des Mittelalters und ordnet diesen literarische Werke zu: Im ersten Teil (S. 1–112) behandelt er die „Lebensformen der Geistlichen und der Mönche und die Literatur der Kirche vom 8. bis zum 16. Jahrhundert“. Der zweite Teil (S. 113–181) beschreibt die „Lebensformen der Regenten und die Helden- und Geschichtsdichtung des Mittelalters“. Im dritten Teil (S. 182–277) ist die „Lebensform der Ritter und die höfische Literatur des Mittelalters“ Gegenstand der Untersuchung, und im vierten Teil (S. 278–388) stellt Nusser schließlich die „Lebensformen des Bürgers und die städtische Literatur im späten Mittelalter“ dar. (Die Unregelmäßigkeiten in den Numera sind im übrigen kein Tippfehler der Rezensentin!)

Neben Einleitung und Text enthält der Band auf 16 Seiten Anmerkungen sowie auf 7 Seiten ein Register, beide in extrem kleingedruckter Schrift, was einen Hinweis auf den Stellenwert wissenschaftlicher Arbeitsformen bei der Publikation gibt. Das Register verzeichnet nur Namen und Werke; für den Benutzer erweist es sich an vielen Stellen als unbrauchbar: Schlägt man z. B. unter „Heinrich VI., Kaiser“ nach – eine der wenigen historischen Persönlichkeiten, die in dem Werk auftauchen –, so findet man ihn im Zusammenhang mit einigen Minnesängern erwähnt, die zwischen 1170 und 1190 in mehr oder weniger enger Beziehung zum staufischen Hof Barbarossas und Heinrichs VI. standen (S. 253). Es handelt sich offensichtlich nur um ein das Register füllendes *name-dropping*. Der Registervermerk „Bodmer, Johann Jakob“ führt ebenso ins Leere, denn im



Text erfährt der Leser nur, daß „Bodmer und Breitinger“ das Wort „bilden“ für die schöpferische Tätigkeit des Menschen verwendeten (S. 84). Weiterhin ist nicht einzusehen, warum Wolfram von Eschenbach erstmals auf der S. 175 genannt wird, sein „Willehalm“ aber schon auf den S. 167–173 besprochen wird. Schlägt man unter „Titurel“ nach, findet man sogar Albrecht von Scharfenberg als Verfasser des „Jüngeren Titurel“ erwähnt – dies wurde von der altgermanischen Forschung aber längst als falsch erkannt!

Ein großer Mangel ist das Fehlen eines übersichtlichen Literaturverzeichnisses mit ein- oder weiterführenden Darstellungen. Eine gesonderte Bibliographie hätte noch lange nicht das handliche und bewährte Kröner-Format gesprengt! Mit seinen 410 Seiten gehört das Bändchen von Peter Nusser doch eher zu den schmaleren Ausgaben der „kleinen Blauen“!

Auch die 13 Abbildungen zur Literaturgeschichte stellen weder eine repräsentative Auswahl dar (daß das Buch z. B. drei ganzseitige Fotos von Marienfiguren enthält, steht in keinem Verhältnis zur Behandlung dieser Thematik im Text), noch erfüllen sie optische Ansprüche des Lesers (die Illustration zum „Parzival“ z. B. ist extrem klein und kontrastarm). Ebenso wurde die Herkunft der Abbildungen ungenügend nachgewiesen (so steht unter dem berühmten Bildnis Walthers von der Vogelweide nur „Heidelberger Handschrift“ als Herkunftsort).

Neben den Abbildungen enthält die Literaturgeschichte Nussers Auszüge und Zitate aus mittelalterlichen und neuzeitlichen Quellen, die zumeist im Original und in übersetzter Form wiedergegeben werden. Beim Zitieren wechselt Nusser allerdings zwischen den Angaben „Text aus“, „Übertragung aus“ und „Text und Übertragung aus“, und Stichproben entlarven dieses Verfahren nicht nur als unsystematisch, sondern auch als falsch: So gibt Nusser z. B. an, Text und Übertragung der Rede Gyburcs aus dem „Willehalm“ stammten aus Dieter Kühns „Parzival“, obgleich Kühn bekanntlich nur die Übersetzung gibt. Schlägt man nach, erkennt man, daß Nusser den Text bei Werner Schröder abschrieb, ohne dessen Ausgabe aber in den Anmerkungen zu nennen. Die mittelhochdeutsche (i. F. *mhd.*) Fassung des Tagelieds Wolfram von Eschenbach stammt wohl aus einer der Neuauflagen der Kraus'schen „Liederdichter“, ohne daß die Ausgabe an irgendeiner Stelle nachgewiesen wurde; ebensowenig wie die anderen *mhd.* Lieder, die Nusser scheinbar aus einer Ausgabe von „Minnesangs Frühling“ übernahm und dann mit Karl Bertaus Literaturgeschichte ins Neuhochdeutsche übertrug. (Trotz des fehlenden Nachweises der Ausgaben operiert Nusser im Text mit den Abkürzungen „MF“ oder „KLD“!) Zudem haben sich beim Abschreiben der *mhd.* Texte Fehler eingeschlichen: Das Lied MF 145, 1 von Heinrich von Morungen beginnt bei Nusser: *Mirst gesehen als eime kindelîne* (S. 259), in der Ausgabe von Moser/Tervooren jedoch: *Mir ist geschehen als eime kindelîne*!

Die für die mittelalterliche Literatur so bedeutenden Autoren Oswald von Wolkenstein und Heinrich von Veldeke finden bei Nusser nur in Nebensätzen Erwähnung. Die höfische Literatur selbst erscheint als französischer Abklatsch; sie trägt nach Nusser „Züge des Epigonalen“ (S. 192). Gleichzeitig werden dem Reformationsschrifttum und der sog. „Volksdichtung“ ganze Kapitel gewidmet, die doch eigentlich gar nicht mehr zur mittelalterlichen Literatur hinzuzählen. Die Aufnahme hätte einen Sinn, würde man dadurch wesentliche Erkenntnisse über die Entwicklung von Literaturgeschehen an der Schwelle von Mittelalter und Neuzeit gewinnen. Die Epochenfrage wird jedoch nicht thematisiert – Nusser behandelt das Mittelalter vom 8. bis 16. Jahrhundert als eine Epoche. (Die gesamte folgende deutsche Literatur soll in einem weiteren Band abgehandelt werden.)

Das Mittelalterbild insgesamt fällt in der Literaturgeschichte auch zu negativ aus. Eine Kostprobe: „Krieg führende, exkommunizierende Päpste, eine Ketzer ausrottende, Hexen verbrennende Kirche, Angst vor der Verdammnis predigende, Kirchenstrafen in Geldbußen umwandelnde Geistliche verzerrten den apostolischen Auftrag ins Groteske. Das Volk der Laien, von Krieg, Seuchen und sozialer Not gequält, von der predigenden Geistlichkeit verängstigt und mit religiösen Wahnvorstellungen erfüllt, veräußerlichte die Lehre des Neuen Testaments in Beichten und Geldabgaben, in Prozessionen und Pilgerfahrten, im Heiligenkult und Glockengeläut zur frommen Leistung“ (S. 92). Neben der politischen Geschichte werden die Entstehungsgeschichte und Überlieferung literarischer Werke (Dichter und Mäzene, Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Handschriftenkunde und Textkritik) in Nussers Literaturgeschichte leider vernachlässigt, obschon gerade hier wesentliche Erkenntnisse über die Besonderheit der mittelalterlichen Literatur zu gewinnen sind.

Die soziologisch orientierte Aufteilung des Buches und der Zwang, sich kurz fassen zu müssen, vielleicht aber auch der Unwille, wichtige Aspekte auszuformulieren, führten in formaler Hinsicht zu ständigen Hin- und Verweisen im Text, die im Einzelfall hilfreich sein mögen, auf die Dauer aber störend wirken. Entschuldigungen des Autors in Form von: „Über die bloße Weiterführung der Artusstoffe [nämlich durch die späthöfische Literatur! H. B.] soll hier nicht mehr gesagt werden, als im vorangegangenen Kapitel schon angedeutet wurde“ (S. 289), können als Stilmerkmal



dieses Bandes angesehen werden. Als unüblich mag mancher Leser zudem die durchgängige Verwendung des Pronomens „wir“ empfinden, die eine Gemeinschaft von Autor und Leser impliziert.

Das wesentliche Neue an Nussers Literaturgeschichte liegt in dem Bestreben, Parallelen zwischen Erscheinungen des Mittelalters und des 20. Jahrhunderts aufzuzeigen, was jedoch bisweilen in „Zwangspolitisierungen“ abgeleitet: „In den Kollektivkämpfen und Materialschlachten der Weltkriege dieses Jahrhunderts hat sich das Ethos der Ritterlichkeit in sein Gegenteil verkehrt und sich im Militär letztlich nur noch individuell im Gewissenskonflikt einzelner – etwa im Widerstand gegen Hitler [nicht im Register! H. B.] – verwirklicht. Auch das Plädoyer für reine Verteidigungsstrategien innerhalb der Militärbündnisse der Nachkriegszeit und der Protest gegen atomare Rüstung war und ist unter Offizieren gegenwärtig eher eine Initiative einzelner, als daß ein ganzer Stand sich der christlichen Wurzeln seines Ethos erinnerte“ (S. 276f.).

Vor Peter Nussers Literaturgeschichte ist der Käufer nur zu warnen. Zur Einführung würde ich einem Laien mit Sicherheit andere Bücher empfehlen, für die altgermanische Forschung ist es unbrauchbar.

*Heike Annette Burmeister*

Dinzelbacher, Peter (Hrsg.): Sachwörterbuch der Mediävistik. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter. Stuttgart: Kröner 1992, 941 S., Ln., DM 58,– (=Kröners Taschenausgabe Bd. 477) (ISBN 3-520-47701-7).

Ganz im Gegensatz zu der beschriebenen Literaturgeschichte des Mittelalters von Peter Nusser hat der Alfred Kröner Verlag mit dem Sachwörterbuch der Mediävistik ein verdienstvolles Werk in seiner Reihe der Taschenbuchausgaben veröffentlicht.

Der Mittelalter-Kenner Peter Dinzelbacher, der 1986 das angefangene Projekt von einem Herausgaberteam (bestehend aus Hans-Dieter Mück, Ulrich Müller, Franz Viktor Spechtler und Eugen Turnherr) übernahm, erstellte unter Mitwirkung von über 90 Fachgelehrten ein handliches Nachschlagewerk, das wohl – ähnlich wie das immer wieder aufgelegte „Sachwörterbuch der Literatur“ von Gero von Wilpert – bald zur Standardausrüstung von Studierenden, Lehrenden und philologisch Interessierten gehören wird.

Ca. 3 000 Stichworte von „Ab(b)reviatio“ bis „Zyklus“ werden auf 926 Seiten erklärt. Wenn auch der Schwerpunkt des Werkes augenscheinlich im literaturwissenschaftlichen Bereich liegt, so sind ebenso die wesentlichen Begriffe aus der Kirchen-, Rechts- und politischen Geschichte, der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Kunst, Musik und Volkskunde verzeichnet, die für das Leben im Mittelalter von entscheidender Bedeutung waren. Dinzelbacher schildert in einem Vorwort sein Bemühen um die – Fächer- und Sprachgrenzen überschreitende – Ausrichtung des Sachwörterbuchs im Interesse einer interdisziplinären Mittelalterforschung.

Mittelalterliche Autoren und anonym verfaßte Werke finden sich nicht als gesonderte Stichworte, werden aber in einem zusätzlichen Verzeichnis am Ende des Bandes in alphabetischer Reihenfolge mit ihren Lebens- bzw. Entstehungsjahren angegeben.

Der Vorteil des Bandes liegt, wie bei allen Kröner-Wörterbüchern, in dem schnellen Zugriff zu ersten, prägnant formulierten Informationen. Für weitergehende Fragen kann der Benutzer den Literaturhinweisen unter den einzelnen Artikeln nachgehen oder auf die ebenfalls beigegebene Kurzbibliographie wichtiger Speziallexika aus den verschiedenen Fachbereichen zurückgreifen.

*Heike Annette Burmeister*

Naumann, H.: Deutsche Familiennamen. Eine Einführung. Neustadt/Aisch, 1993. Bausteine der Genealogie; Reihe B/H. 1: Grundlagen der historischen Hilfswissenschaften. 39 S.

Die Akademie für Genealogie, Heraldik und verwandte Wissenschaften e. V. stellt zwei neue Schriftenreihen vor. Von diesen sollen unter A Probleme der Genealogie gelöst und mit diesem ersten Heft der Reihe B Quellenkunde und Hilfswissenschaften, wie hier zur deutschen Familiennamenforschung, den Interessierten an die Hand gegeben werden.

Auf knappem Raum gelingt es dem Autor, an zahlreichen Beispielen die Herkunft und die Veränderungen der Personen- und Familiennamen aufzuzeigen. Exemplarisch werden die Umwandlungen aus Berufsbezeichnungen, Vornamen, Übernahmen auch aus slawischen, französischen oder litauischen Bereichen, einschließlich weiterführender Literatur, dargestellt. Eine erfolgversprechende neue Reihe, die auch die Ergebnisse des Wissenschaftsbereichs „Namensforschung“ der Universität Leipzig einbringt.

*Siegfried Lotze*



## Hessische Landesgeschichte

Schindling, Anton und Ziegler, Walter (Hrsg.): Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650, Band 4: Mittleres Deutschland (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, Vereinsschriften der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum, Band 52). Münster: Aschendorff 1992, 288 S., 14 Kartenskizzen.

Obwohl die Bedeutung der Territorien des Reichs für die Durchführung der Reformation allgemein bekannt ist, ist die Geschichte der Reformationszeit keineswegs in allen Territorien gut erforscht. Da insbesondere vergleichende Analysen der Reformationsgeschichte bisher durch erhebliche Forschungslücken behindert wurden, entschloß sich die Gesellschaft zur Herausgabe des *Corpus Catholicorum* zur Veröffentlichung einer Reihe, in der die wichtigsten Territorien des Reichs – etwa 50 sind geplant – in gleichartigen Artikeln dargestellt werden sollen. Dem ersten Band der Reihe – „Der Südosten“ (mit einem programmatischen Vorwort, 1989) – folgten 1991 die Bände über den Nordwesten und Nordosten des Reichs und 1992 der vorliegende Band. Auch für diesen Band, der dem Raum Thüringen, Hessen und Franken gewidmet ist, konnten wieder ausgewiesene Fachleute – unter ihnen Protestanten und Katholiken – als Mitarbeiter gewonnen werden: Th. Klein handelt über das ernestinische Sachsen und kleinere thüringische Gebiete, W. Ziegler über Würzburg, G. Christ über Bamberg, Ch. Bauer über die Reichsritterschaft in Franken, Th. Wehner über Wertheim. Den Beitrag über das Hochstift Eichstätt von A. Schmid hätte man eher im ersten Band der Reihe erwartet. Aus dem Bereich des heutigen Bundeslandes Hessen werden die Landgrafschaft Hessen (M. Rudersdorf), die Reichsstädte Frankfurt, Friedberg und Wetzlar (A. Schindling und G. Schmidt), Kurmainz (F. Jürgensmeier), Fulda (J. Merz) und die ottonischen Linien des Hauses Nassau (P. Münch) vorgestellt.

Um die Parallelitäten und Unterschiede in den einzelnen Territorien deutlich zu machen, wurde für alle Artikel ein gleichartiger Aufbau vorgegeben: Der Auflistung der jeweiligen Territorien folgen eine Liste der Regenten zwischen etwa 1450 und 1650, Angaben über die jeweilige Stellung im Reich, Diözesanzugehörigkeit und die Nachbarterritorien.

Die Darstellung der historischen Entwicklung beginnt mit einer Skizze der vorreformatorischen Zeit und schildert, wie jeweils Reformation bzw. Gegenreformation bis zum Westfälischen Frieden durchgeführt wurden.

Die Artikel werden abgerundet durch umfangreiche Angaben von Quellen und Literatur sowie einer Auflistung von Forschungsdesideraten. Sehr hilfreich sind auch die beigegefügtten Kartenskizzen, in denen die Territorien mit den Gebietsveränderungen im behandelten Zeitraum sowie die Diözesangrenzen dargestellt werden.

Wer sich – vor allem unter landesgeschichtlichem Aspekt – mit der Entwicklung von Reformation und Konfessionalisierung beschäftigen will, findet hier wie in den anderen Bänden der Reihe, die mit einem 5. Band über den Südwesten und einem Registerband abgeschlossen werden soll, ein hervorragendes Hilfsmittel. Es wäre wünschenswert, daß in die geplanten Ergänzungen auch Beiträge über einige der hier ausgesparten kleineren Territorien (Waldeck, Hersfeld, Hanau, Isenburg) aufgenommen würden.

Eberhard Mey

Haas, Irene: Reformation–Konfession–Tradition. Frankfurt am Main im Schmalkaldischen Bund 1536–1547. Frankfurt/M.: Kramer 1991, 370 S. (Studien zur Frankfurter Geschichte 30).

Wer etwas über die Reformationsgeschichte von Frankfurt am Main wissen wollte, mußte bisher immer noch auf die einzige ausschließlich dieser Frage gewidmete Monographie von Ritter aus dem Jahre 1726 (!) zurückgreifen. Modernen wissenschaftlichen Ansprüchen kann sie naturgemäß nicht mehr genügen. Die beiden Stadtgeschichten Frankfurts von Kirchner (1807 !) und Bothe (1913), vor langen Jahren abgefaßt, behandeln das Thema der Zugehörigkeit der Stadt zum Schmalkaldischen Bund auch nur unvollständig und zum Teil fehlerhaft. Erstaunlich ist es in diesem Zusammenhang schon, wenn sich selbst eine neuere Arbeit auf Ritters überholte Darstellung stützt (Beck 1981) und keine eigene Quellenforschung betreibt, wie die Verfasserin der vorliegenden Studie sicherlich zu Recht kritisiert (S. 6).



Ihre Arbeit will erstmals die Geschichte Frankfurts während der Zeit der Zugehörigkeit zum Schmalkaldischen Bund in all ihren Zusammenhängen mit der Bundes- und Reichsgeschichte verknüpfen und darstellen. Um dies Ziel zu erreichen, waren umfangreiche Forschungen in den Beständen des Frankfurter Stadtarchivs nötig. Lücken, die der letzte Krieg im Archiv hervorgerufen hat, konnten durch das Auswerten der glücklicherweise erhaltenen Regesten fast vollständig ausgeglichen werden.

So entstand ein weitgehend aus ungedruckten Quellen erarbeitetes Werk, das die Reformati- ons-, Bündnis- und Reichspolitik der Mainstadt während ihrer Zugehörigkeit zum Schmalkaldi- schen Bund auf das genaueste untersucht. Die Gliederung des Stoffes macht deutlich, daß die Ver- fasserin in den sieben Kapiteln ihrer Untersuchung chronologisch vorgeht, eine Entscheidung, die auf Grund der vorhandenen Unterlagen und wegen des Ereignischarakters der behandelten elf Jahre (1536–1547) kaum anders denkbar ist.

Im Unterschied zu der meist negativ beurteilten Unterwerfung der Stadt unter den Kaiser im Jahre 1546 im Zusammenhang mit den Auswirkungen des Schmalkaldischen Krieges kommt Irene Haas zu dem Schluß, daß die Entscheidung des Rats, sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade frei- willig zu ergeben, ohne im Augenblick militärisch dazu gezwungen zu sein, vor allem von der Sor- ge um den Erhalt der Messeprivilegien, der wirtschaftlichen Grundlage Frankfurts, bestimmt war. Außerdem kannte man bereits die aussichtslose militärische Lage des Bundes in Süddeutschland, so daß der vollständige Sieg des Kaisers nur eine Frage der Zeit sein konnte. Der vorsichtige Fron- tenwechsel der Stadt hatte letztendlich auch die erwünschten Folgen, wenngleich die auferlegten schweren Bedingungen noch lange Jahre Frankfurt belasteten. Zukünftig blieb Frankfurt protest- antisch und kaisertreu.

Einige zeitgenössische Abbildungen ergänzen den Text. Dazu kommen ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis, eine Auflösung der verwendeten Abkürzungen und ein Regi- ster der Personen, Orte und bestimmter zentraler Begriffe und Ereignisse. Die zugleich als Dissert- ation der Universität vorgelegte Studie bereichert das Wissen um die Frankfurter Reformations- geschichte in erfreulicher Weise und füllt eine bisher vorhandene Lücke aus.

Waldemar Zillinger

Fischer, Roman: Findbuch zum Bestand Frankensteinische Lehenurkunden 1251–1812. Stadt- archiv Frankfurt/Main, Repertorien Nr. 656. Frankfurt/Main: Waldemar Kramer 1992, 160 S., 12 Abb. i. Anh. (Mitteilungen aus dem Frankfurter Stadtarchiv 12).

Die vorliegende Veröffentlichung erschließt die „Frankensteinischen Lehenurkunden“, einen zwar kleinen, aber aus zwei Gründen qualitativ sehr hochwertigen Bestand im Stadtarchiv Frank- furt. Zum einen reicht er bis in das Jahr 1251 zurück, und zum anderen enthält er eine große Anzahl Kaiser- und Königsurkunden, die in den einschlägigen Regestenwerken nicht erwähnt werden. Die Ordnung der einzelnen Dokumente erfolgt in chronologischer Reihenfolge. Daneben sind verlore- ne Archivalien, die nur im Druck oder als Regest erhalten sind, und thematisch mit dem Franken- steiner Bestand verbundene Archivalien aus anderen Fonds aufgenommen worden. Die älteren Lehenurkunden befanden sich ursprünglich im Archiv der Ritter von Sachsenhausen, das 1522 nach dem Aussterben der Familie von Cleen an die Freiherren von Frankenstein gelangte. In dem im Oktober 1831 ratifizierten Vertrag zwischen diesen und der Freien Stadt Frankfurt gingen die im angezeigten Findbuch erfaßten Frankensteinischen Lehenbriefe, Prozeßakten und sonstige Ur- kunden in den Besitz der letzteren über. Der größte Teil des Frankensteinischen Familienarchivs befindet sich dagegen in der Hand dieser bis heute blühenden Familie in Ullstadt/Mittelfranken. Da es sich bei dem vorliegenden Bestand nur um diejenigen Stücke handelt, die die an die Stadt Frankfurt verkauften Frankensteinischen Lehen betreffen, muß von einer Doppelüberlieferung ausgegangen werden, nämlich auf der einen Seite von der Überlieferung des Lehensherrn und auf der anderen Seite von der Überlieferung des Lehensnehmers. Als Gegenüberlieferung sind daher das Reichsarchiv und das Archiv von St. Bartholomäus heranzuziehen.

Die 143 Regestennummern des Verzeichnisses umfassen die Zeit von 1251 bis 1812 und sind nach einem bestimmten Schema angeordnet. Auf das Ausstellungsdatum und den Ausstellungsort fol- gen der Name des Ausstellers, die Inhaltsangabe in verbaler Formulierung, die Nennung der Zeu- gen, Hinweise auf die Besiegelung, alte Signaturen und etwaige Rückvermerke, formenkundliche Beschreibungen, z. B. Ausfertigung, die Charakterisierung des Beschreibstoffes und die Druck- orte. Das älteste Dokument wurde 1251 von König Konrad IV. im Lager bei Lachen (*apud villam La- chen*) ausgestellt und betrifft die lehensmäßige Vergabe des Neurottzehnten des abgeholzten Reichswaldes Lindau bei Frankfurt an den dortigen Schultheißen Wolfram. Weitere Urkunden be- ziehen sich auf die Nutzung des für die Frankfurter Wirtschaft wichtigen Reichswaldes „Dreieich“.



Aus der Urkunde vom 1. Juni 1336 erfahren wir, daß Kaiser Ludwig der Bayer dem Ritter Rudolf von Sachsenhausen die beliebige Einfuhr von dessen Korn nach Frankfurt gestattete. Von Interesse für die Frankfurter Stadtgeschichte sind des weiteren Hinweise über den Hof Sachsenhausen, der Tarif des „Kleinen Zolls“ auf der Frankfurter Messe vor 1389, das Schicksal der im Besitz Rudolfs von Sachsenhausen befindlichen Reichslehen, ein Gerichtsbrief Kaiser Sigismunds von Luxemburg und das Schuld- und Pfandbuch Gottfrieds von Cleen von 1482. Von sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Bedeutung sind die Güterbeschreibung und Vermessung der Frankensteinschen Güter im Sachsenhäuser Feld durch die Geschworenen des Frankfurter Ackergerichts aus dem Jahre 1545. Im 17. Jahrhundert häufen sich die Belege über den langwierigen Streit der in Mainzischen Diensten stehenden Familie von Frankenstein mit der Reichsstadt Frankfurt um die widerrechtliche Vorenthaltung von Lehen. Bei dem jüngsten Dokument vom August 1812 handelt es sich um den Erwerb eines Grundstücks am Weg zum Mainufer vor dem Aschaffener Tor durch den Großherzoglich Frankfurter Hofmarschall Freiherrn von und zu Frankenstein.

Im Anhang sind die verlorenen Archivalien aus dem Ratsarchiv der Stadt Frankfurt über die Familien Cleen/Frankenstein zusammengestellt. Sie enthalten u. a. Aussagen über Frankensteinsche Präensionen, Bestätigungen von Lehnbriefen und über den Rechtsstreit der Familie Frankenstein mit Frankfurt. So verlangten die Frankensteins 1638/39 Satisfaktion für ihre zum Fortifikationsbau gezogenen Güter und die *deteriorierte* Wiese im Fischerfeld.

Ein Verzeichnis der herangezogenen Quellen und Literatur sowie ein detailliertes Personen- und Ortsregister schließen den Band ab, der wichtige Hinweise zur Geschichte Frankfurts und seines Umlandes in Mittelalter und Neuzeit vermittelt.

Stefan Hartmann

Lenz, Rudolf (Hrsg.): Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften im Hessischen Staatsarchiv Marburg. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1992, 304 S., brosch., DM 94,— (Marburger Personalschriften-Forschungen Bd. 14) (ISBN 3-7995-4305-8).

Der vorliegende Band setzt frühere Erarbeitungen seines Herausgebers zu den vergleichbaren Beständen der Universitätsbibliothek Marburg sowie des Staatsarchivs Darmstadt fort und ergänzt diese durch die Auflistung der Bestände des Staatsarchivs Marburg sowie verschiedener dortiger Deposita. Es finden sich 639 Belegbeschreibungen von Leichenpredigten, Nachrufen und sonstigen Trauertexten vor allem aus dem Bezugsraum der alten Landgrafschaft Hessen-Kassel. Deren Herrscherhaus samt Nebenlinien, Beamten- wie gehobene Bürgerschaft sind in den Texten greifbar. Innerhalb einer alphabetischen Gesamtordnung sind unter 35 Siglen – soweit überhaupt erfaßbar – fast 50 Einzelinformationen verfügbar, vor allem zu dem Verstorbenen selbst, zu Gestaltung und Druck der Trauerschrift, zu ihrem Verfasser, zum gegenwärtigen Standort und Zustand usw. usw. Mit Hilfe von nicht weniger als 17 verschiedenen Zugriffsmöglichkeiten (Registern) im Anhang werden diese Daten dann für den interessierten Forscher aufgeschlüsselt und zugänglich gemacht.

Da der Quellenwert von Texten wie den hier katalogisierten unstrittig ist, hat die regionalgeschichtliche wie die genealogische Forschung durch diese Ausgabe einen weiteren wichtigen Impuls erhalten. Das beigeheftete, ausklappbare Siglenverzeichnis erleichtert die Nutzung und trägt bei zu schnellem Zugriff auf interessante Daten.

Ein vorzügliches Arbeits- und Handbuch – „nach den Frankfurter Forderungen auf säurefreiem und altersbeständigem Papier“, wie es sich bei vermutlich langer, langer Nutzbarkeit nahelegt.

Helmut Burmeister

Wetzel, G. H.: Das Hochfürstliche Hessische Feld-Jäger-Corps im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776–1783). Habichtswald: Verlag George 1992, 140 S., kartoniert, DM 46,— (ISBN 3-9803159-0-8).

Im Subsidienvvertrag vom Januar 1776 verpflichtete sich der Landgraf von Hessen-Kassel, Friedrich II., England bei der Niederschlagung des Aufstandes in den nordamerikanischen Provinzen durch die Bereitstellung von 13 000 Soldaten zu helfen. Die 23 Millionen Reichstaler, die dem Landgrafen an Subsidien zufließen, kamen zum größten Teil dem noch durch den 7jährigen Krieg leidenden Land Hessen zugute.

Das „Hessische Auxiliar-Corps“ umfaßte neben dem Generalstab vier Grenadierbataillone, fünfzehn Infanterieregimenter, ein Artilleriekorps und zwei Feldjägerkompanien. Im Gegensatz zu den anderen hessischen Truppen nahm das Feldjäger-Korps nur Freiwillige auf. Das Korps wur-



de in Amerika bis zu 6 Kompanien verstärkt, die an allen größeren Kampfhandlungen zwischen Rhode Island und Georgia beteiligt waren.

Das Buch bringt in 13 Einzelkapiteln (88 Seiten) (nach einem kurzen Rückblick auf die historische Entwicklung) die sehr detaillierte Kriegsgeschichte der bekannten Jägertruppe im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Dieses Korps – die erste Jägertruppe der Welt – hatte als elitärer Verband jagd- und forstlicher Herkunft einen hervorragenden Ruf bei Freund und Feind und sorgte auch in Amerika für Aufsehen, als es für den damals noch neuen Kleinkrieg zum Lehrmeister wurde.

Der Text bringt die Überfahrt, die sehr häufigen Gefechts- und Kampfeinsätze mit Erlebnisberichten, Auszügen aus zum Teil noch nicht veröffentlichten Briefen und Archiven. Während das soziale, kulturelle und zum Teil auch das politische Umfeld knapp behandelt werden, kommt der historisch interessierte Tourist durch Weghinweise mittels 26 Operationsskizzen voll auf seine Kosten. Der reichliche Anhang (41 Seiten) beinhaltet Gefechtskalender, Kommandeur- und Offizierlisten sowie Quellen- und Literaturverzeichnis.

Für Interessierte der militärischen Jägertruppe und der damaligen hessischen und amerikanischen Geschichte ist das Buch ein großer Gewinn.

*Helmut König*

Seier, Hellmut (Hrsg.): Akten und Briefe aus den Anfängen der kurhessischen Verfassungszeit 1830–1837, hrsg. und eingeleitet von Hellmut Seier, bearbeitet von Ewald Grothe und Hellmut Seier (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 48,4) (Vorgeschichte und Geschichte des Parlamentarismus in Hessen hrsg. im Auftrag des Hessischen Landtags, 8) Marburg: N. G. Elwert 1992, LXX und 401 S., 25 Abb.

Der Marburger Historiker Seier setzt die Reihe der Quelleneditionen zur kurhessischen Geschichte im 19. Jahrhundert fort. Nach zwei Bänden zum Verfassungsentwurf von 1815/16 und zur Parlaments- und Verfassungsgeschichte von 1848–1866 (vgl. Rezensionen in ZHG 91 und 94) ist der vorliegende Band der Entstehung der Verfassung von 1831 und der Zeit bis zum Rücktritt des Ministers Hassenpflug 1837 gewidmet. Wie bei Vorgängerbänden stützt sich der Herausgeber auch bei dieser Edition auf die Vorarbeiten eines Doktoranden: Ewald Grothe, der die Texte ausgesucht und z. T. bearbeitet hat, bereitet eine Dissertation mit parlaments- und verfassungsgeschichtlichem Schwerpunkt vor.

Die ausgewählten Texte stammen aus Hessen und sind überwiegend im Staatsarchiv Marburg überliefert. Nicht aufgenommen wurden u. a. Akten aus dem sog. Familienarchiv Hanau aus dem Umfeld des Kurfürsten, das heute in der Burg Krivoklát bei Prag aufbewahrt wird und bisher so gut wie unzugänglich war. Eine Auswertung dieser Bestände ist allerdings in der Dissertation von Grothe zu erwarten (S. XXII). Die vorgelegte Auswahl präsentiert 150 Stücke, von denen 121 bisher unveröffentlicht waren. Die meisten Dokumente sind Akten im engeren Wortsinn. Die Bearbeiter entschlossen sich aber auch, 38 Briefe mit aufzunehmen, um „Atmosphärisches und Persönliches in der ereignisnahen Gestalt“ (ebd.) festzuhalten.

Nach dem Wunsch des Hessischen Landtags, der die Herausgabe gefördert hat, soll die Veröffentlichung einen größeren Kreis von historisch Interessierten ansprechen. Gerade für den Nichtfachmann bieten der präzise, aber nicht zu umfangreiche Anmerkungsapparat mit biographischen Notizen und Querverweisen sowie die Register eine wertvolle Hilfe. Der Einstieg wird vor allem aber durch die 52-seitige Einleitung erleichtert, in der Prof. Seier – wie gewohnt souverän konzipiert und elegant formuliert – „Auftakt und Krisen des kurhessischen Frühparlamentarismus (1830–1837)“ umreißt und dabei die Quellen in ihren Kontext einordnet.

Die 38 Texte des ersten Abschnitts sind der Entstehung der Verfassung von 1831 gewidmet. Nach Unruhen in Kassel und vor allem im Hanauischen sah sich der Kurfürst – auch durch den Druck des Deutschen Bundes und seiner Führungsmächte – genötigt, eine Verfassung zu versprechen. Im Herbst 1830 entstanden mehrere Verfassungsentwürfe bzw. -konzepte, die hier z. T. abgedruckt werden. Bemerkenswert ist vor allem der sehr weitgehende Entwurf der Kasseler Obergerichtsprokuratoren, von dessen Substanz erhebliche Teile in die Verfassung vom 5. Januar 1831 eingingen. Die Dokumentation relativiert damit die Bedeutung des Marburger Juristen Sylvester Jordan als des „Verfassungsvaters“.

Die Verfassung nahm – mit einem umfangreichen Grundrechtskatalog, der Möglichkeit der Ministeranklage, dem Verfassungseid der Staatsdiener einschließlich des Militärs – „im zeitparallelen deutschen und europäischen Rahmen eine Spitzenstellung ein“ (S. XLII). Der Deutsche Bund konstatierte eine Unvereinbarkeit mit dem Monarchischen Prinzip in 18 Punkten. Andererseits wurde das Monarchische Prinzip doch eingebaut, so daß bereits seit 1831 Konflikte gelegt waren. „Die Wirksamkeit der Verfassung und die Anfänge der ersten Ära Hassenpflug 1831–1833“



werden in 48 Texten belegt. In den Jahren 1833–1837 überschattete der Verfassungskonflikt alle anderen Themen der Landespolitik, die hier in 64 Texten in 12 Untergruppen vorgestellt wird. Beide Konfliktparteien – die liberalen Stände und die Regierung unter Hassenpflug – wollten das Gleichgewicht der Verfassung zu ihren Gunsten verändern, was das politische Leben auf Jahre hinaus beeinträchtigte. Da diese Auseinandersetzung – 30 Jahre vor dem preußischen Heereskonflikt – exemplarisch für die konstitutionelle Monarchie in Deutschland ist, ist man Herausgeber und Bearbeiter zu Dank verpflichtet, deren Bearbeitung auch im Oberstufenunterricht denkbar ist. Es ist zu wünschen, daß E. Grothe seine Dissertation bald abschließen kann, und daß auch die bisher nur maschinenschriftlich vorliegende Dissertation von M. Kukowski über „Pauperismus in Kurhessen“ bald im Druck zugänglich wird.

*Eberhard Mey*

Klein, Thomas: Die Hessen als Reichstagswähler. Tabellenwerk zur politischen Landesgeschichte 1867–1933.

Erster Band: Hessen-Nassau und Waldeck-Pyrmont 1867–1918, Marburg 1989, 1136 S.; zweiter Band: Provinz Hessen Nassau und Waldeck-Pyrmont 1919–1933, Marburg 1992, 1182 S.

Der erste Band dieser geplanten Trilogie, die bis 1933 reichen soll, präsentiert, nach Regierungsbezirken (Kassel, Wiesbaden) und Wahlkreisen (Biedenkopf, Wetzlar, Waldeck-Pyrmont) unterteilt, Kandidaten und amtliche Ergebnisse der Reichstagswahlen unter Berücksichtigung der Stimmabgaben auch kleinster politischer Einheiten, z. B. Eberschütz (Krs. Hofgeismar) mit 6 gültigen Stimmen im Jahre 1871.

In der für den Benutzer unverzichtbaren, gedrängt gehaltenen Einführung informiert der Herausgeber über die Gegebenheiten von Wahlrecht, Wahlverfahren, Konstanz und Veränderung von Wahlkreisen sowie administrative und juristische Besonderheiten in der hessischen Provinz. Mit der gedankenreichen Beschreibung der oft komplizierten Quellenlage, insbesondere in der Epoche von 1867–1877, und den verästelten Überlegungen zur wissenschaftlichen Auswertung von amtlichen oder publizistischen Informationen führt der Herausgeber den Leser zu den erheblichen Schwierigkeiten, die mit der Herstellung der Dokumentation verbunden waren, die zugleich ein Abbild verdienstvoller Kooperation mehrerer Arbeitsgruppen und Institute gewesen ist. Numerische Ungenauigkeiten müssen so ebenso hingenommen werden wie Lücken in der Überlieferung: Wen erstaunt es noch, wenn von 284 durchgeführten Wahlen für 21 % keine gesicherten Daten ermittelt werden konnten?

Die Anordnung des Materials – Wahljahr, Kandidaten, Ergebnisse der Reichstags- und lokalen Wahlen – erlaubt dem Benutzer eine rasche Orientierung und dient als Fundament für weitere historisch-politische Auswertung, für komparative Studien oder die Ermittlung von langfristigen Trends, z. B. die Beobachtung der Dominanz der national-liberalen Strömung im Kreis Hofgeismar mit dem Repräsentanten Dr. Oetker zwischen 1867 und 1884. Das Orts- und das Personenregister sind eine weitere hilfreiche Ergänzung dieses monumentalen Werks, in dem man sich über den sozialen Status, die politischen und publizistischen Leistungen aller Deputierten informieren kann, wobei stets die Quellen angegeben worden sind, soweit diese ergründbar waren.

Dem zweiten Band stellt der Herausgeber eine längere Einleitung (S. IX–XLIV) voran, in der er sich zunächst über die allgemeinen Funktionen von Wahlen in der bürgerlichen Gesellschaft der Weimarer Republik äußert, um auf diese Weise die Erfassung der Ergebnisse der Reichstags-, Reichspräsidentenwahlen und der Volksentscheide als Indikatoren des politischen Bewußtseins zu bewerten. Dabei hofft er, den theoretischen Forderungen älterer (W. Abendroth, 1957) und jüngerer Wahlforscher (J. Falter, 1991) gerecht zu werden, die sich besonders durch die Analyse des Wahlverhaltens der Bürger kleiner lokaler Einheiten Aufschluß über die Gründe für den Anstieg der NS-Bewegung versprochen, um bestimmte Theorien über den typischen Wähler der NSDAP, z. B. Lipset, vielleicht modifizieren zu können. Das Tabellenwerk soll auch als Kontrollinstrument über Forschungsarbeiten älterer Provenienz dienen, in denen die politisch-historische Auswertung von Wahlergebnissen noch mit Mängeln behaftet war.

Für den Benutzer des Werks sind die Darlegungen zum Wahlrecht der Weimarer Republik ebenso nützlich wie die Hinweise auf die administrativen Besonderheiten in Teilen der Provinz Hessen-Nassau. Wenn auch gegenüber dem Kaiserreich die Quellenbasis erheblich besser ist, so fehlen dennoch die amtlichen Akten für ca. 80 % der Wahlergebnisse (S. XXXV) und mußten aus Zeitungen und Veröffentlichungen des Statistischen Reichsamtes ergänzt werden.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Fachkollegen und Forscher die Publikation dieses großen Tabellenwerks wahrscheinlich mehrheitlich willkommen heißen werden, um in Kombination mit anderen Hilfsmitteln zu einem verfeinerten Bild bürgerlichen Wahlverhaltens als Mentalitäts-, Milieu- und Kontinuitätsproblem zu gelangen.

*Volker Petri*



Peter, Marianne: Nicht mit dem Rüstzeug der Barbaren ... Lebenserinnerungen ehemaliger SAJ'ler aus dem Raum Gießen-Wetzlar von den zwanziger Jahren bis nach dem Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von der Geschichtswerkstatt Gießen-Wetzlar e. V. und dem Freundeskreis der ehemaligen Sozialistischen Arbeiterjugend Gießen-Wetzlar. Heuchelheim 1992, 384 S., 180 Abb.

Unter dieser Zeile aus dem Sozialistenmarsch von Max Kegel dokumentiert Marianne Peter mehr als 30 Erinnerungsberichte ehemaliger Mitglieder der Sozialistischen Arbeiterjugend aus den 20er und 30er Jahren bis nach dem Zweiten Weltkrieg. Diese Interviews bieten einen guten Einblick in die politische und kulturelle Arbeit der Jugendorganisation der SPD und damit in eine antifaschistische Sozialisation, sie erzählen ferner von weniger spektakulären Formen des Widerstandes, aber auch von Angst und Anpassung, und schließlich erhebt die Autorin auch den Anspruch, Auskunft zu geben auf die Fragen der jüngeren Generation: „Was habt ihr dagegen getan? – Warum habt ihr damals alle mitgemacht und euch so einfach in die Kriegsmaschinerie einspannen lassen?“

Die meisten Gesprächspartner sind in den späten 20er Jahren zur SAJ gekommen. In den Gruppen wurde politisiert, gesungen, Volkstänze wurden getanzt, Theater gespielt, gewandert und Vorträge angehört. Nicht alle sind dann auch in die SPD oder das Reichsbanner eingetreten, nur wenige waren an politischen Themen so stark interessiert wie Otto Bepler, der in 1931 einen sechsmonatigen Lehrgang an der Heimvolkshochschule Leipzig zum Thema „Wirtschaft und Gesellschaft vom Standort des Arbeiters“ belegt hatte. Vor 1933 wurden auch Versammlungen des politischen Gegners besucht. So berichtet eine Frau, wie ihre Gruppe eine Versammlung der Nazis in Bieber gesprengt habe. „Das hat uns damals vielleicht Spaß gemacht ... Das war so eine richtige Kampfzeit für uns ... Wir hatten erst keine Angst vor denen. Die kam erst später mit den Verhaftungen und dem Terror“ (S. 9).

Nach der Einsetzung Hitlers als Kanzler durch Hindenburg arbeiteten einige illegal politisch weiter. Es wurden z. B. Schriften aus Frankfurt geholt, nachts Flugblätter verteilt. Die meisten Gruppen trafen sich jedoch nicht mehr. Eine Ausnahme bildete folgende Aktion in Heuchelheim nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933: „Zwei Tage nach der Wahl flatterte abends die Hakenkreuzflagge vom Heuchelheimer Rathaus. Mit etwa 20 Antifaschisten zogen wir in den Sitzungssaal, wo gerade der Gemeinderat tagte, und zwangen den Bürgermeister, die Fahne wieder einzuziehen. Eine Stunde später erschien ein Rollkommando der SA aus Gießen, hißte erneut die Fahne und gab ein paar Schüsse auf uns Demonstranten ab. Tags darauf fanden Hausdurchsuchungen bei den meisten Demonstranten statt, auch bei mir“ (S. 33).

Ungewöhnlich ist auch, daß Otto Bepler und andere noch am 15. Februar 1933 die Zeitschrift „Der Freiheitswille“ herausbringen konnten, in der vor allem für eine Einheitsfront gegen den Faschismus geworben wurde. Die Ausgabe für den 15. März, die schon fertiggestellt war, fiel der polizeilichen Untersuchung in der Druckerei zum Opfer. Viele haben aus Angst vor dem braunen Terror die politische Arbeit eingestellt, manche für immer, wie jener, der nur in der SAJ war: „Auch nach 1945 war ich nicht in der SPD. Ich habe mich während des Dritten Reiches neutral verhalten. Ich wollte doch nicht ins Zuchthaus. Nach dem Zweiten Weltkrieg habe ich mich nicht für Politik interessiert. Der Krieg und drei Jahre Gefangenschaft in England haben mir gereicht“ (S. 176). Spätestens der Krieg hatte den Leuten vor Augen geführt, wie mit „Undeutschen“ und „Volksfeinden“ umgegangen wurde. So berichtet einer von der Beteiligung der Wehrmacht bei Judenverfolgungen in Polen (S. 101 ff.), ein anderer von der Überführung von Deserteuren aus der Nervenlinik Frankfurt zur Tötung in Hadamar (S. 70 ff.) und verschiedene über Mißhandlungen an Juden in Wetzlar und Gießen. Einer erzählt, daß Mitglieder der SAJ sogar in die SA gegangen sind: „Ich bin in der SA-Uniform getraut worden, die ich gestellt bekam, und brauchte mir deshalb keinen schwarzen Anzug zu kaufen. Wir hatten ja kein Geld. Dadurch habe ich überhaupt Arbeit beim Staat bekommen, sonst wäre ich arbeitslos geblieben“ (S. 106).

Es gab immer wieder Formen von Verweigerung und Mißbilligungshandlungen gegenüber dem Regime. Kriegsgefangenen wurde Essen zugesteckt oder sie wurden zu Arbeiten angefordert, um sie einmal richtig satt zu machen. Eine Frau berichtet stolz, daß sie es schaffte, daß ihr Mann aus dem Militär entlassen und für kriegswichtige Produktion reklamiert wurde. Manche haben der SPD auch enttäuscht den Rücken zugekehrt, wie der Maler Deeg, der nach 1945 erleben mußte, daß „ein hübscher Nazi“ die Aufträge bekam und ein anderer Nazi, der vor 1933 und nach 1945 SPD-Mitglied war, für lange Mitgliedschaft in der Arbeiterpartei besonders geehrt wurde. Das ist aber eher die Ausnahme gewesen. Von denen, die die Barbarei überlebten, war ein großer Teil 1945 für die vielfältigen Aufgaben des Neuaufbaues zur Stelle.

Die von Marianne Peter über mehrere Jahre geführten Gespräche sowie die über 150 Photos sind eine allgemein wertvolle historische Dokumentation. Für die Regionalforschung haben die vielen, vielen interessanten Details und Hinweise einen hohen Stellenwert. So war z. B. in Wetzlar



bisher nicht bekannt und nicht vorhanden ein Buch von Ferdinand May, einem SPD-Stadtverordneten in Wetzlar 1924, „Von den guten und bösen Dingen“ (1977), das ein Kapitel über die Wetzlarer Zeit enthält.

Die Schilderungen zeigen, wie ausdrücklich antifaschistisch orientierte Personen den Prozeß, der nach Auschwitz führte, erlebt und überstanden und welche Lehren sie daraus gezogen haben. Sie bieten auch Beispiele für die heutige Jugend, mit welcher Aufopferung und mit welchem Mut die damalige Arbeiterjugend für ihre Ideale eingetreten ist und ihrem Leben einen positiven Sinn verliehen hat, der noch bis heute wirkt.

Über den „Freundeskreis ehemalige Sozialistische Arbeiterjugend Gießen/Wetzlar“, der 1981 gegründet wurde, berichtet am Schluß Otto Bepler.

Bernd Lindenthal

## Regionalgeschichte

Rund um den Alheimer. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde des ehemaligen Kreises Rotenburg. Bd. 14 (1992). Hrsg. v. VHG e.V. ZV Rotenburg, 87 S., zahlr. Abb. i. T.

Zunächst behandelt Klaus Sippel die Wüstung Breitingen bei Rotenburg, die ursprünglich eine der ältesten und bedeutendsten mittelalterlichen Siedlungen im Fuldaatal zwischen Hersfeld und Melsungen gewesen ist. Für den Niedergang bis zur völligen Wüstwerdung des Ortes im späten Mittelalter ist die Gründung der in unmittelbarer Nähe liegenden Stadt Rotenburg verantwortlich, in der viele Bewohner Breitingens Aufnahme fanden. Sippel gibt einen Überblick über die archäologischen und schriftlichen Zeugnisse der erstmals im *Breviarium sancti Lulli* erwähnten Siedlung, die 1075 als Versammlungspunkt des gegen die Sachsen ziehenden Heeres in den Blickpunkt der Geschichte rückte. Seit Beginn des 15. Jahrhunderts fließen die Nachrichten über Breitingen spärlicher, dessen Kirche noch im Rotenburger Salbuch von 1538 erwähnt wird.

Karl und Hedwig Schmidt schildern im folgenden die Geschichte des Eisenbahnhaltepunktes Bosserode an der Bahnlinie Bebra-Obersuhl, der 1948 eingeweiht wurde, allerdings durch die Verfestigung der Zonengrenze keine wirkliche Bedeutung erlangte.

Stiftungstafeln der Asmushäuserin Anna Catharina Weißenborn aus dem Jahr 1728 stellt K. Ulrich Schnell vor. Sie hatte den Ortsarmen *Legate* vermacht, die in der aus dem Jahre 1748 stammenden Spezialbeschreibung des Dorfes Asmushausen näher differenziert werden. Erst die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg führte zur Einstellung der damit verbundenen Zahlungen.

Das Thema von Ilse Gromes ist ein Bürgeraufstand in der Bergstadt Sontra am Ende des 16. Jahrhunderts, der unter Führung von Veit Walberg stand und den Unmut der Bürger gegen das Regiment des Rates zum Ausdruck brachte. Beschwerdepunkte waren u. a. die Befreiung der Ratsherren vom Wachtdienst und Wegebau, die „Zehrung“ der Bürgermeister auf dem Rathaus und der Aufkauf von Bürgergütern durch den Adel.

Mit dem Leben und Wirken des Rotenburger Kirchenbaumeisters Philipp Noll befaßt sich Dieter Großmann. Seine Kirchenbauten in Kirchbauna, Sterkelshausen, Niederaula, Lohre und Baumbach sind frühklassizistisch geprägt, ohne jedoch auffallende Stilkennzeichen aufzuweisen.

Uta Löwenstein gibt einen anschaulichen Überblick über die Geschichte der Residenzstadt Rotenburg zur Zeit der Rotenburger Quart, die im Vertrag von 1628 von der Landgrafschaft Hessen-Kassel abgetrennt und nach dem Westfälischen Frieden durch die Niedergrafschaft Katzenelnbogen erweitert wurde. Die 1652 katholisch gewordenen Landgrafen von Hessen-Rotenburg residierten teils in Rotenburg, teils in Rheinfels. Die zahlreichen Zerwürfnisse im Landgrafenhaus machen deutlich, daß am Rotenburger Hof kein heiteres unbeschwertes Leben von Duodezfürsten der Rokokozeit herrschte.

Anschließend schildert Ilse Gromes zwei Boyneburger Gerichtsfälle. Dabei handelt es sich um eine Rekrutierungswillkür im Schloßhof von Wichmannshausen und um die „Menschenfresser“ in Grandenborn aus dem 18. Jahrhundert.

Der kunstgeschichtliche Beitrag von Karl Baeumerth über die Hinterglasbilder von Hans und Albert Rösch im Landkreis Hersfeld-Rotenburg beschließt den thematisch erfreulich vielseitigen Band.

Stefan Hartmann



Kaufunger Wald. Land und Leute zwischen Fulda und Werra, hrsg. vom VHG e. V., ZV Kaufunger Wald, Kaufungen 1992, 48 S.

Zunächst beleuchtet Thomas Sergej Huck den Güterbesitz des Klosters Hardehausen im Bereich der Belgerköpfe in Lobesrode und Rosbach während des späten 12. und 13. Jahrhunderts. Um 1200 hatte das Zisterzienserkloster Hardehausen in Lobesrode einen Eigenwirtschaftshof, eine sog. *Grangie*, errichtet, der am Ende des 13. Jahrhunderts in einem Tauschverfahren an das Stift Kaufungen gelangte. In Rosbach ist Hardehausen erstmals 1189 besitzrechtlich nachzuweisen. Zehn Jahre später erwarb das Kloster die gesamte *villa Rosbach*. Wie Lobesrode wurde auch Rosbach an Kaufungen übereignet, wofür Hardehausen günstiger gelegene Besitzungen bei Hofgeismar und Mönchehof erhielt. Die Gründe für den Erwerb des verkehrsmäßig abseitigen Gebietes im Kaufunger Wald durch das Kloster Hardehausen können nicht eindeutig aus den Quellen erklärt werden. Wieweit die dortigen Verhältnisse den Vorstellungen der Zisterzienser von Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit entsprochen haben, muß dahingestellt bleiben. Eher nachzuvollziehen dürften die Ursachen für die baldige Aufgabe dieses Besitzes durch das Kloster sein, dem die Errichtung einer stapelfähigen Niederlassung in Kassel versagt blieb und das sein Interesse auf die Vergrößerung seiner Besitzkomplexe um Hofgeismar und Hadebrachtshausen konzentrierte.

Mit Armen und Kranken aus Kaufungen in den landgräflichen hessischen Hospitälern befaßt sich Christina Vanja. Am wichtigsten war das Spital in Haina, das neben geistig Erkrankten auch Blinde, Taube und sogar von der Lepra befallene Kaufunger aufnahm. Anders als heutzutage geschah die Aufnahme in die Hospitäler nicht durch amtliche Einweisung, sondern aufgrund persönlicher Aufnahmegesuche.

Die Geschichte der Kirche in Nieste skizziert Lothar Rommel. Erwähnenswert ist, daß dieses Grenzdorf erst mit Abschluß eines Staatsvertrages zwischen Hessen und Hannover 1831 gegen die bisherige hessische Enklave Laubach ganz in hessische Hoheit überging. Dennoch gehörte die Niester Kirche weiterhin zur Mutterkirche Escherode und damit zur hannoverschen Landeskirche. Erst 1858 wurde Nieste auf Veranlassung des Kurfürsten (nicht Landgrafen!) Friedrich Wilhelm zur selbständigen hessischen Pfarrei erhoben. Wegen finanzieller Streitigkeiten konnte die dortige Kirche erst 1866 eingeweiht werden. Bereits 1873 wurde Nieste wieder als Filiale der Mutterkirche Escherode unterstellt.

Klaus Peter Rippe gibt einen Abriß vom Leben des gebürtigen Helsaers Wilhelm Keil, der als Drechslergeselle mit der damals unter dem Druck der Bismarckschen Sozialistengesetze stehenden Sozialdemokratie in Berührung kam und als 30jähriger in den Württembergischen Landtag gelangte. 1919 wählte ihn die Verfassungsgebende Versammlung Württembergs zu ihrem Präsidenten, und in der Weimarer Republik wurden ihm mehrmals Ministerämter angetragen. Wilhelm Keil verfolgte als Politiker einen Kurs der Versöhnung zwischen Sozialdemokratie und Staat und konnte noch 75jährig als Präsident der Vorläufigen Volksvertretung die Bildung des neuen Bundeslandes Baden-Württemberg mitgestalten.

Stefan Hartmann

Plotz, Olaf und Heil, Traugott: Schwalm und Knüll – eine Landschaft in der Mitte Deutschlands. Schwalmstadt: Edition Wallgraben 1992, 71 S., 56 meist ganzseitige Farbfotos, geb. DM 39,80.

„Die Menschen der Schwalm zeigten sich mit ihrer einfachen Sprache, ihren althergebrachten Sitten und Gebräuchen, ihren Trachten, Stickereien und ihrem dörflichen, unkomplizierten Leben als sehr bodenständig und urwüchsig und die Gegend als eine der wenigen Traditionsinseln in einer sich zügig verändernden modernen Welt“ – so kennzeichnet treffend Bernhard Lauer in seinem Vorwort die Schwalm. Sie steht im Brennpunkt des neuen Buches, das diese „Kulturinsel“ in der Gegenüberstellung von literarischen Texten (u. a. von J. G. Seume, E. L. Grimm, M. Grzimek, A. E. Imhof) und sehr stimmungsvollen Farbaufnahmen des norddeutschen Fotografen Olaf Plotz zu erfassen sucht.

Die Autoren hatten nicht die Absicht, eine „touristengerecht zum Rotkäppchen-Idyll“ hochstilisierte „idealtypische Kunst-Trachtenlandschaft“ darzustellen. Sie wollten ein ehrliches Buch schaffen, ein Buch, das die Schwalm so wiedergibt, wie sie der Besucher heute erlebt: von Menschen bewohnte Dörfer, die ihrer Arbeit beim Brotbacken, Korbflechten oder Schustern nachgehen, aber auch stille Winkel, die auch früher immer wieder Maler angelockt und inspiriert haben. Weit gleitet der Blick über Wiesen und Felder einer sanfthügeligen Landschaft, die Frieden atmet. Auch die Städte der Schwalm zeigen ihr Alltagsgesicht – doch stets gelingt es dem Fotografen, in



seinen einfühlsamen Bildern das besonders Reizvolle herauszuheben, so daß auch der Einheimische überrascht wird vom Zauber einer Gegend, die er schon genau zu kennen glaubt.

Gut passen dazu die Texte, wie z. B. die Erlebnisse eines Joh. Gottfried Seume, der als junger Mann in der Festung Ziegenhain auf seinen Abtransport nach Amerika zur unfreiwilligen Teilnahme am Unabhängigkeitskrieg wartete; oder die „Kleine Welt des Johannes Hoos“, die eine 300jährige Geschichte der Leimbacher „Pferdebauern“ darstellt (Prof. Imhoff). Einen authentischen Bericht über das Leben in der Schwalm vor 150 Jahren erhalten wir aus einem Brief von Ludwig Emil Grimm an A. H. v. Zuydtwyck, und Elmar Brohl stellt die wechselvolle Geschichte der Stadt und Festung Ziegenhain vor, der die Städteplaner unserer Zeit neue Aspekte hinzufügen möchten. Die notwendigen Informationen zur modernen Schwalm erfahren wir aus mehreren Kurzbeiträgen weiterer Autoren.

Kein Lehrbuch also, aber das Erlebnis eines beschaulichen Urlaubs in der Schwalm, aus dem die Liebe zur Landschaft und seiner Bewohner spricht. Ein Buch, das anregt zum nachdenklichen Schauen. Es hat sich die Herzen der „echten“ und „zugereisten“ Schwälmer längst erobert – die erste Auflage ist schon fast vergriffen!

*Kurt Freytag*

Ferchl, Wolfgang (Hrsg.): StadtLandFluß. Eine Region beschreiben/bezeichnen: Mittelhessen. Ein Lesebuch, hrsg. im Auftrag des Marburger Literaturforums, Marburg 1993, 203 S., 11 Abb.

Mit diesem Buch wird der Versuch unternommen, durch die Beiträge von acht zeitgenössischen Schriftsteller(n)Innen die Region Mittelhessen zu beschreiben.

Es gelingt jedoch nicht jedem der Autoren, den Nicht-Hessen ein Bild dieser Gegend zu zeichnen, selbst Hessen werden Schwierigkeiten haben, sich hier wiederzufinden.

Beschrieben werden die Schicksale von Flüchtlingen, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Hessen einleben müssen, die Erlebnisse eines amerikanischen Studenten oder einer Ex-Marburgerin, die sich auf einem Rundgang durch die Stadt befindet und diesen, verbunden mit ihren Erinnerungen, beschreibt.

Allerdings können einige Beiträge nicht nur durch die bloße Erwähnung von Städten wie Wetzlar oder Marburg oder „Äppelwoi“ und „Rippsche mit Kraut“ den Nerv dieser Region treffen.

Etliche Beiträge beschreiben Situationen, z. B. die tägliche Fahrt der Pendler von den Dörfern nach Frankfurt in die Fabrik, wo mehr zu verdienen ist als auf dem kleinen Hof im Dorf der Wetterau. Dies sind jedoch keine typisch hessischen oder mittelhessischen Erscheinungen, dies geschieht überall in der Nähe von Großstädten oder großen Industrieansiedlungen. Auch das Schweineschlachten und die Eindrücke eines Jungen bei diesem Ritual sind in Westfalen vermutlich ähnlich zu schildern und können nicht unbedingt mit der Lahngegend in Beziehung gebracht werden.

Die Erwartungshaltung, gerade von Lesern mit Kenntnis der Region, ist bei einem Buch mit diesem Titel recht hoch. Ob allerdings allein die Vielfältigkeit der Autoren und der Texte auch die Vielfältigkeit der Region wiedergeben kann, ist fraglich.

Das Buch wird sicherlich in dem einen oder anderen Beitrag seine Leser finden, die Region Mittelhessen beschreibt es aber nur in Ansätzen.

Das mag auch daran liegen, daß nicht alle Beiträge eigens für dieses Buch entstanden sind, sondern bereits in einem anderen Zusammenhang veröffentlicht wurden.

Die elf Zeichnungen im Innenteil des Bandes lassen ebenfalls nur schwer den Bezug zu Hessen deutlich werden.

*Dagmar Ruhlig*

Fischer, Christine: Heimatgeschichtliche Spurensuche. Studien zur Schlitzeländer Geschichte III, Schlitz 1992, 136 S.

Als dritte und damit wohl letzte Folge ihrer „Studien zur Schlitzeländer Geschichte“ erschien von Christine Fischer vor kurzem der Band „Heimatgeschichtliche Spurensuche“. Und auf Spurensuche im buchstäblichen Sinne begibt sich, wer die liebevoll und mit höchster Genauigkeit verfaßten kleinen Arbeiten der Verfasserin liest, die bisher größtenteils lediglich als Zeitungsbeiträge vorlagen und damit notwendigerweise nur wenigen Interessenten zugänglich blieben. In diesem



und den vorhergehenden beiden Bändchen der „Studien“ (bereits 1990 und 1991 publiziert) werden die an unterschiedlichen Stellen veröffentlichten regionalgeschichtlichen Aufsätze der bekannten Heimatforscherin gesammelt vorgelegt und damit der Heimatforschung erst wirklich zugänglich gemacht. Eine lobenswerte Entscheidung.

Doch was bringt dieser dritte Band? Acht größere Studien sind es, die der Leser in ihm vorfindet und dazu fünf kleine Miszellen in einem Anhang. Die Themen der 13 Beiträge reichen vom *Pfannkuchenstein* und der *Vurback* im Salzschrifer Wald bis zu einem alten *Born*, also einer Quelle aus alter Zeit, in der Gemarkung Hartershausen. Ob es sich nun um das lebenswichtige Wasser nahe an einer Siedlung handelt („Ein alter Born“) oder um ein Steinkreuz aus dem Mittelalter („Das Rotenbacher Steinkreuz“) oder um heute nicht mehr verstandene Flurnamen („Ein Rimbacher Flurteil namens Schnops“ und „uffem Rodenstein“): stets versteht es Frau Fischer, die wenigen Quellen, die ihr für die Untersuchungen zur Verfügung standen, so auszuwerten, daß der Leser sich unversehens in vergangene Zeiten versetzt glauben kann. Und nicht nur schriftliche Zeugnisse helfen der Autorin bei der Spurensuche weiter, denn von denen gibt es nicht mehr allzu viele, sondern auch eigene Beobachtungen im Gelände, alte Karten und die mündliche Überlieferung der hier lebenden Menschen. Bei der Vernetzung der verschiedenen „Spuren“ und ihrer kritischen Hinterfragung entwickelt die Forscherin eine Meisterschaft, die sich manch anderer zum Vorbild nehmen könnte.

Alles in allem ein erfreuliches Bändchen, das auf mannigfache Weise die Schlitzerländer Vergangenheit wieder lebendig werden läßt. Zahlreiche Fotos und Lagepläne helfen mit, für die notwendige Anschauung des Textes zu sorgen. Wer sich hinfort ernsthaft in die Geschichte des Schlitzerlandes mit seinen drei „Gründen“ und den sechzehn Dörfern einarbeiten will, kommt deshalb nicht umhin, diesen dritten Band der „Studien“ und seine beiden Vorgänger genau zu studieren (Vgl. ZHG 96 und 97).

Waldemar Zillinger

Henkel, Susanne, Mahr, Theo: Wandern, Rasten, Radfahren zwischen Weser, Diemel und Fulda. Melsungen: A. Bernecker Verlag 1993, 112 S., 57 Routenskizzen auf topograph. Kartenausschnitten des Landesvermessungsamtes Wiesbaden.

Eine gute Absicht wird erst dann zum Erfolg, wenn sie auch gut in die Tat umgesetzt wird. Die Autoren des vorliegenden Wander- und Radführers haben offenbar von dieser Tatsache nichts gewußt. Sie scheinen am Grünen Tisch gearbeitet zu haben, denn viele ihrer Wegbeschreibungen sind äußerst wirklichkeitsfern. Als Wanderergebnisse hätten sie erheblich präziser und weniger fehlerhaft ausfallen müssen.

Auch die Kurzhinweise über die Gemeinden als Ausgangspunkte für ihre Tourenvorschläge zeugen von keiner großen Ortskenntnis. Da ist z. B. unter Ahnatal von der alten Fachwerkstadt Weimar die Rede. Hier scheint eine Verwechslung mit der Goethe-Stadt in Thüringen vorzuliegen!

Ganz kraus sind die Informationen über Immenhausen am Reinhardswald. Sie können nur von jemandem stammen, der noch nie in der Stadt gewesen ist. Es wird z. B. auf ein Leutenhäuser Tor verwiesen oder auf das „Rathaus in nordhessischem Fachwerkstil in Holzhausen“ aufmerksam gemacht. Verwunderlich ist auch, daß die alte Kernstadt mit über 5 000 Einwohnern nur ein Gasthaus besitzt!

Die hier beispielhaft genannten Ungereimtheiten sind symptomatisch für den ganzen Band. Sie wiederholen sich in ähnlicher Weise bei vielen Orten.

Da den Radweg-Beschreibungen keine Kartenskizzen beigegeben wurden, sind diese ebenfalls nur schwer zu gebrauchen. Wer sich nach ihren Angaben auf den Weg macht, wird schnell erleben, daß nicht, wie von den Autoren im Vorwort versprochen, der Ärger bei der Wegsuche mit diesem Buch endlich aufhört; er wird vielmehr erst richtig beginnen!

Friedrich-Karl Baas



## Ortsgeschichte

Sarkowicz, Hans (Hrsg.): Stadtluft macht frei. Hessische Stadtporträts — eine Reise in die Vergangenheit. Leinfelden-Echterdingen: DRW-Verlag Weinbrenner 1993, 276 S., 137 Abb., DM 39,— (ISBN 3-87181-294-3).

Man kann es sich tatsächlich einfach machen: Der DRW-Verlag hat zu dem hier angezeigten Band über 28 hessische Städte Werbematerial in so vielfältiger Form gestreut, daß mühelos (wenn dieses wortwörtlich zitiert wird) per Zusammenschnitt der Vorlagen eine Präsentation dieser Veröffentlichung zustandekommen kann — Name des „Rezensenten“ darunter, fertig. Beispiele gefällig? Ich denke, so einfach darf man — ohne den Verlust an Glaubwürdigkeit zu riskieren — es sich selbst, darf man es dem Verlag, darf man es vor allem auch dem Herausgeber nicht machen.

Der Band geht zurück auf eine Sendereihe von hr 4, deren gute Aufnahme zeigte, daß der „Wunsch nach einem Buch vorhanden“ war (Verlagsanschreiben vom 29. März 1993); „Manuskriptanfragen aus allen Teilen Hessens (nicht nur aus den jeweils porträtierten Städten)“ (Vorwort Hrsg. S. 7) trafen ein. Bei dieser gewissermaßen doppelt nachgewiesenen Legitimation würde man die Ausgabe sicher als besonders publikumsfreundlich ansehen können, wäre da nicht der Verdacht hinsichtlich der Streuung der Anfragen zu einer Sendereihe des hessischen Rundfunks, die ganze Regionen des Landes Hessen überhaupt nicht zur Kenntnis genommen hat — doch darüber später mehr.

Die Rahmenbedingungen und das Zustandekommen einer Sendereihe können hier nicht (weil auf Spekulation angewiesen) behandelt werden; auch hätten sich hinter dieser vollständig unbefriedigenden Auswahl vor allem unter den kleineren Beispielstädten interne Gründe des Senders erahnen lassen. Herausgeber und Verlag des nachgeschobenen Buches geben sich jedoch wortreich Mühe, die vorgelegte Zusammenschau als in dieser Form beabsichtigt herauszustellen: Werbefaltblatt und Presseinformation versprechen die Porträtierung der „schönsten und wichtigsten Städte Hessens“, der Herausgeber gar, dessen Vorwort sich in weitere Begleitmaterialien eingearbeitet findet, glaubt, der Band stelle die „wichtigsten, schönsten und repräsentativsten Städte“ vor.

Die hinter diesen Urteilen stehenden Wert-/Bewertungskriterien sind selbstverständlich nirgends erörtert und selbst im Falle der behandelten Großstädte nur zu erahnen — Verzeihung, aber bei so viel Mut zu Urteilen stockt einem schon manchmal der Atem! Ob hier nicht doch die bescheidenere Variante „schöne, wichtige und repräsentative Städte“ ausgereicht hätte, eben weil die Bürger so geschichtsträchtiger und unzweifelhaft schöner Städte wie Bad Karlshafen, Hofgeismar, Grebenstein, Wolfhagen, Melsungen, Spangenberg, Eschwege, Korbach usw. usw. nicht verprellt worden wären?

„Ganz individuell“ aufbereitete Stadtgeschichte „mit Gehalt, unterhaltsam präsentiert“ versprechen die verschiedenen Vorlagen, was als Hinweis darauf zu lesen ist, daß jedem Autor sehr weitgehende Freiheit hinsichtlich der Aufbereitung der Geschichte insgesamt und der Gewichtung aller Ereignisse und Tatbestände zugebilligt wird. Daß dabei sprachlich-stilistisch wie inhaltlich deutlich abweichende Darstellungen entstanden sind, muß bei 29 verschiedenen Autoren sehr unterschiedlicher Provenienz („Historiker, Publizisten, Schriftsteller“) hier nicht nachgewiesen werden; vielleicht liegt darin sogar tatsächlich das besondere „Lesevergnügen“, wenn auch wohl kaum „für jedermann“ oder gar „für alle“, wie die optimistische Werbung versichert.

Eng mit der Verpflichtung der verschiedenen Autoren hängt die inhaltliche Zielsetzung des Bandes zusammen: Mit nicht mehr nur mildem Erstaunen liest man über die bisherige hessische stadtgeschichtliche Literatur: „Wer mehr über die Stadt wissen will, in der er wohnt oder die er gerade besucht, der bleibt auf die gängigen Kunst- und Reiseführer angewiesen, die ... aber die historischen Hintergründe nur streifen.“ Als Alternativen dazu sieht der Herausgeber allein „gleich ganze Bücher zu jeweils einer Stadt, z. T. sogar umfangreiche Monographien, die fast schon ein Geschichtsstudium voraussetzen“. Und dann wird indirekt die Begründung der Sendereihe / des Buches gegeben: „Auf simple Fragen zur Gründung, zu Handwerk und Zünften, zum bürgerlichen Selbstbewußtsein oder zu den Umwälzungen während der Industrialisierung scheint es entweder gar keine Antworten zu geben oder nur äußerst komplizierte“ — wer es nachlesen möchte: Vorwort S. 6! Bei diesem Selbstverständnis muß sich der Herausgeber — „passionierter Hesse“, der „zahlreiche (!) Bücher über Land und Leute, Geschichte und Literatur in Hessen geschrieben und (!) herausgebracht“ hat — auf sein offenbar stark selektives Wahrnehmungsvermögen hinweisen lassen.



Gerade der im vorliegenden Band so sträflich vernachlässigte Teil (Nord- und Ost-)Hessens stellt in nahezu jedem Kreis, in jeder Stadt und in vielen Gemeinden eine vielfältige historische Literaturpalette, sozusagen für jeden Bedarf und jedes Interesse bereit; Geschichts- und Heimatvereine, Museen, besonders engagierte Verlage (Wartberg, Bernecker z. B.) ergänzen das Angebot. Wer hier einwendet, gerade die oben genannten Orte seien ja auch gar nicht gemeint (weil ohnehin unberücksichtigt), der muß sich fragen lassen, für wie berechtigt er selbst denn die Kritik des Herausgebers im Falle der allein porträtierten Städte Fritzlar, Arolsen, Frankenberg oder Bad Hersfeld bzw. gar der hessischen Großstädte hält.

Mit dieser völligen perspektivischen Schieflage kann aus nordhessischem Blickwinkel allein der sehr konzentrierte, aber dennoch ausgezeichnet lesbare (vermutlich weil durchgehend chronologische und auf jede „individuelle Neuordnung“ verzichtende) Beitrag Karl-Hermann Wegners über Kassel versöhnen. Zwar stehe ich hinsichtlich des – immerhin als Thematisierung gemeinten! – Aufsatztitels „Alte Helden und junge Wilde“ noch immer vor einem Rätsel (und hätte z. B. auch lieber über Vellmar gelesen), aber Wegner, der keinesfalls auf kommentierende Einordnungshilfen, wohl aber auf pseudoessayistische Ab- und Aufrechnungen verzichtet, ist ob seiner Ausführungen zu Kassel dennoch zu loben. So ist ihm auch die doppelte Aufstufung zu gönnen, die das Autorenregister bereithält: Wegner wird vorgestellt als „seit 1979 Direktor“ des Stadtmuseums und als „Vorsitzender des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel“.

Formal ist der vorgelegte Band – sieht man von den o. a. regionalen Hinweisen einmal ab – hervorragend gestaltet, mit Kurzhinweisen am Text, mit sinnvoll gewählten, stark konzentrierten (und ausschließlich historischen) Abbildungen, mit einem Autoren- und einem Literaturverzeichnis (in Auswahl).

39,- DM kostet der Band im Handel; „auf Anforderung“ hätte ich lt. Anschreiben ein um 50% verbilligtes Exemplar zum „Rezensions-Sonderpreis“ vom Verlag erhalten können. Dieser eher ungewöhnliche Weg wäre von mir sicher verschmäht worden (denn eine Druckseite ZHG kostet den VHG derzeit ca. 120,- DM), aber der Band war dann doch kostenlos in der Post.

Insgesamt: ein lebendiges Lesebuch, dem es – wahlweise – an regionaler Ausgewogenheit oder einem zweiten Band mangelt.

*Helmut Burmeister*

**1200 Jahre Kinzenbach.** Aus der Geschichte des Dorfes vom Jahre 788 bis zur Gegenwart, zusammengestellt und redaktionell bearbeitet von Otto Bepler und Rainer Mandler, hrsg. von der Gemeinde Heuchelheim. Heuchelheim 1991, 384 S.

Der beste Teil steht am Anfang: In den „Betrachtungen zur Geschichte Kinzenbachs“ hat Erwin Knauß 1200 Jahre Geschichte eines Dorfes verarbeitet und dabei vier Schwerpunkte gesetzt, in denen die regionale und überregionale Geschichte zu markanten Veränderungen im Dorf geführt hat: 1. die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts, in der Kinzenbach erstmals schriftlich erwähnt wird; 2. die Zeit des 13. bis 16. Jahrhunderts, in der das Dorf im gemeinsamen Besitz von Hessen und Nassau war; 3. die kriegerischen Ereignisse des 17. und 18. Jahrhunderts, die merkbare Spuren auch in der Landschaft an der Lahn hinterlassen haben und 4. die napoleonische Zeit und der Wiener Kongreß, der Kinzenbach wiederum einem neuen Landesherrn zuschlug.

Die folgenden, sicher als Vertiefung gedachten Beiträge bleiben vieles schuldig. Ein im Vorwort ausgedrückter, eigentlich selbstverständlicher Anspruch wird gerade in den wichtigen Kapiteln „Die Gemeinde von 1846 bis zum Ersten Weltkrieg“ und „Die Gemeinde von 1914 bis heute“ nicht eingelöst: „Ortsgeschichte ist immer eingebunden in das allgemeine historische Geschehen. Viele örtliche Begebenheiten blieben unverständlich und Fragen unbeantwortet, wenn die lokale Geschichtsforschung die überregionalen Ereignisse unberücksichtigt ließe.“ Stattdessen wird im Kapitel „Die Gemeinde von 1846 bis zum ersten Weltkrieg“ lediglich auszugsweise und unkommentiert aus den Gemeinderatsprotokollen zitiert. Kein Wunder, daß das Kapitel sich nur auf Gemeindeebene – zwischen Maulwurfsplage, Wegebau und Hebammenausbildung – bewegt. Die Kirchen- und Schulangelegenheiten gehörten eigentlich in die entsprechenden Kapitel. Die Wahlergebnisse zu den Reichstagswahlen bis 1912 werden nicht genannt (auch nicht im Abschnitt „Wahlergebnisse“). So erfährt der Leser nicht, daß in Kinzenbach die SPD bei ihrem ersten Auftreten 1890 auf Anhieb zweitstärkste Kraft knapp hinter den Nationalliberalen wurde, in 1898 und 1903 gar klarer Wahlsieger, in 1907 und 1912 aber die Antisemiten die Nase vorn hatten. Diese Tatsachen einzuordnen und zu erklären, hätte ein Buch über Kinzenbach leisten müssen.



Dies geschieht auch nicht im Abschnitt über „Handwerk, Handel, Gewerbe und Industrie“, wo zwar Arbeiter vorkommen, nicht aber ihre politischen und sozialen Aktivitäten. Überhaupt ist dieser Beitrag eher als Unternehmensgeschichte „von oben“ geschrieben. Einmalig aber für das Deutsche Reich im Zweiten Weltkrieg ist wohl folgende Mitteilung: „Die Belegschaft bestand damals zu einem großen Teil aus französischen und russischen Kriegsgefangenen, die aber sehr gut behandelt wurden und von denen sogar [?] einer im Jahr 1955 zurückkam, um einen Freund in Kinzenbach zu besuchen“ (S. 213).

Das Kapitel „Die Gemeinde von 1914 bis heute“ ist dafür, daß hier drei Phasen der deutschen Geschichte darzustellen waren, mit neun Textseiten – nach Abzug der Illustrationen – erstaunlich knapp ausgefallen. Bis zu diesem Kapitel folgt der Aufbau dem chronologischen Prinzip, danach schließt sich ein Miszellen-Potpourri an, das die Hauptschwäche dieser Ortschronik noch deutlicher als zuvor offenbart: unverbundene, unstrukturierte Darbietung von einzelnen Quellen und Aspekten bei gleichzeitigem Verzicht auf Durchdringung des Stoffs zu einer Gesamtdarstellung. Aber diesen Mangel teilt Kinzenbach mit sehr vielen anderen Beispielen der Gattung Ortschronik.

Bernd Lindenthal

Krause, Helmut: Gegenwärtige Vergangenheit. Beltershausen, Frauenberg und Hof Capelle. Beltershausen 1992, 349 S., zahlr. Abb. i. T.

Die vorliegende Gemeindechronik behandelt zahlreiche Aspekte der Geschichte Beltershausens auf der Grundlage gedruckter Literatur und archivalischer Quellen des Staatsarchivs Marburg. Die Darstellung beginnt mit dem Kapitel „Beltershausen in seiner Landschaft“, dem zu entnehmen ist, daß der Ort seit 1974 mit seinen Weilern Frauenberg und Hof Capelle Teil der Gemeinde Ebsdorfergrund im Kreis Marburg-Biedenkopf ist. Beltershausen und ein großer Teil seiner Flur liegen auf einer von den Lahnbergen zwischen Frauenberg und dem Stempel nach Südosten allmählich abfallenden Geländezunge von etwa 1500 m Breite.

Im folgenden wird ein kurzer Abriß der Geschichte des Dorfes gegeben. Fraglich dürfte sein, ob Beltershausen bereits im 8. oder 9. Jahrhundert gegründet worden ist, weil Ortsnamen auf -hausen erst im 10. und 11. Jahrhundert stärker verbreitet sind. Urkundlich ist Beltershausen erst 1130 belegt, wobei die Ableitung von dem Personennamen *Baldheri* wahrscheinlich ist. Zwischen 1254 und 1267 sicherte die Landgrafschaft Hessen mit dem Bau der Burg Frauenberg und der Errichtung des Gerichtes Frauenberg-Wittelsberg ihren östlich von Marburg gelegenen Besitz gegen das Erzbistum Mainz ab, dessen Hauptbastion die Amöneburg war. Für lange Zeit war dieses Gericht die für Beltershausen bestimmende Organisationsform, was sich auch nach dem Verfall der Burg Frauenberg nicht änderte. Nach Aussage der Salbücher des 16. und 17. Jahrhunderts war das Gericht mit sechs Schöffen besetzt, die sich durch Kooptation ergänzten, wofür die landesherrliche Bestätigung erforderlich war. Seit 1605 war der Schultheiß von Kirchhain für das kleine Gericht Frauenberg zuständig. Infolge des kurhessischen Organisationsediktes von 1821, das Verwaltung und Justizwesen voneinander trennte, wurden nun für Beltershausen der Kreis und das Landgericht Marburg zuständig.

Anschließend wird die Dorfgemeinde Beltershausen im „Obrigkeitsstaat“ behandelt, wobei dieser Begriff besser durch „Landesherrschaft“ ersetzt werden sollte. Mit Recht weist der Verf. auf die große Bedeutung der Sal- und Dorfbücher für die Gemeindegeschichte in der Frühen Neuzeit hin, was sich auch für Beltershausen bestätigt. Nach Aussage des Salbuches von 1592 bestanden die Dienstleistungen Beltershausens u. a. im Baudienst auf dem Marburger Schloß, in Brennholzfuhrn zum Renthof in Marburg, im Fisch-, Jagd- und Braudienst, in Naturalabgaben (z. B. dem Getreidezehnten, der Lieferung von Hämmeln und Hühnern) und in Geldsteuern (Herbstbede, Pfluggeld, Weinsteuer). An der Spitze der Gemeinde stand der landesherrliche Grebe, dessen wichtigste Aufgabe das Eintreiben der Steuern und Abgaben war und dem die Feldhüter und Nachtwächter unterstanden. Die kurhessische Verfassung von 1831 führte auch in Beltershausen zur Etablierung einer Gemeindeordnung, deren Grundsatz die Selbstverwaltung war. Allerdings waren nur Ortsbürger, die ein eigenes Wohnhaus besaßen, Landwirtschaft auf eigenen Grundstücken mit eigenem Gespann betrieben, ein zünftiges Handwerk als Meister ausübten oder über ein persönliches Einkommen von jährlich 100 Talern verfügten, wahlberechtigt. Erst 1898 wurde die den Kreis der Wahlberechtigten erweiternde preußische Gemeindeordnung eingeführt, die allerdings auf der Grundlage des Dreiklassenwahlrechts einseitig die Höherbesteuerten begünstigte. Erst in der Weimarer Republik wurde das allgemeine und gleiche Wahlrecht – auch für die Frauen – verwirklicht.



Das Wählerverhalten der Beltershausener in den Reichstagswahlen von 1871 bis 1933 zeigt, daß seit den 1890er Jahren die Antisemitische Partei des Marburger Oberbibliothekars Otto Böckel starken Zulauf erhielt. In den Anfangsjahren der Weimarer Republik war die Deutsche Demokratische Partei (DDP) die beherrschende politische Kraft im Ort, die allerdings später zahlreiche Stimmen an die rechtsliberale Deutsche Volkspartei (DVP) abgeben mußte. Den größten Einfluß gewann die SPD mit mehr als einem Drittel der Wählerstimmen, der aber nach der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 durch die Zwangsmittel der braunen Machthaber sein Ende fand.

Die ausführliche Schilderung der Geschichte Beltershausens unter der NS-Herrschaft läßt erkennen, wie der Terror zunehmend das Dorfleben bestimmte. Ausgeklammert bleibt jedoch weitgehend das Schicksal der Juden, die auch in Beltershausen der nationalsozialistischen Verfolgung zum Opfer gefallen sind.

Breiter Raum ist der Nachkriegsgeschichte des Ortes gewidmet, an der Helmut Nau in seiner zehnjährigen Amtsperiode als Bürgermeister großen Anteil hatte.

Die folgenden Kapitel behandeln die Geschichte der erstmals 1151 erwähnten Beltershauser Kirche, die Zugehörigkeit Beltershausens zum Kirchspiel Wittelsberg seit 1577 und die 1990 neugegründete Pfarrei Beltershausen. 1782 wurde die erste Schule im Ort errichtet. Das damalige Schulhaus ist heute das älteste noch erhaltene Gebäude des Dorfes. Anschließend wird die Sozial- und Bevölkerungsstruktur Beltershausens auf der Grundlage archivalischer Quellen betrachtet, wobei die vorgestellten Verzeichnisse in der Regel zum besseren Verständnis des Lesers transkribiert worden sind. Hier haben sich leider einige Lesefehler eingeschlichen, die man bei einer sorgfältigeren Bearbeitung hätte vermeiden können. Die Quellen belegen, daß der größere Teil der Einwohner vom Ackerbau lebte. Die Handwerker und sonstigen Gewerbetreibenden traten demgegenüber zurück. Von besonderem Wert ist die historische Beschreibung der Höfe im alten Ortskern und der Handwerks- und Gewerbebetriebe des Dorfes. Besondere Kapitel sind dem Hof Cappel, bei dem 1233 der Beichtvater der Hl. Elisabeth, Konrad von Marburg, ermordet wurde, und der Burg und dem Hof Frauenberg gewidmet. Auf letzterem ließen sich 1687 die Hugenottenfamilien Brunet und Guiques nieder, die zur Französisch-Reformierten Gemeinde in Marburg gehörten. Die Nachfahren Thomas Brunets sind noch heute Landwirte und führen den Hofnamen *Dom-mese* (*Thomase*, nach dem ersten Begründer des Hofes).

Informative Ausführungen über das Erholungs- und Naturschutzgebiet Frauenberg, Ackerbau und Viehwirtschaft, Waldnutzung, Wasserversorgung, Feuerwehr, Lebensformen und -gewohnheiten, Mundart, Kleidung und Tracht sowie das Vereinswesen schließen den Band ab.

Stefan Hartmann

Neuber, Harald: Haunetaler Geschichte, mit einem Beitrag von Friedrich Krauser. Hrsg. Gemeinde Haunetal 1992, 327 S.

Vor rund zehn Jahrzehnten bildete sich im Zuge der großen hessischen Gebietsreform neben vielen anderen Großgemeinden in mehreren Schritten auch die Gemeinde Haunetal, ein Kunstprodukt aus 15 Dörfern, von denen seinerzeit 12 dem früheren Landkreis Hünfeld und drei dem Kreis Hersfeld angehört hatten.

Rechtzeitig zum zwanzigjährigen Jubiläum des 1972 vollendeten Zusammenschlusses legt die Gemeinde nun einen buchstäblich schwergewichtigen Band vor, der sich das ehrgeizige Ziel setzt, eine umfassende Darstellung der Geschichte dieser vielen kleinen Ortschaften zu bieten, aus denen Haunetal heute besteht. Es gelang, für dieses Vorhaben einen jungen Historiker zu gewinnen, der selber in der Region zu Hause ist und sich bereit erklärte, die schwierige Arbeit der Quellenforschung und ihrer Aufbereitung zu übernehmen. Aus einem Bestand von mehr als 2500 Archivalien, meist Urkunden und Akten, war eine geeignete Auswahl zu treffen, ehe Harald Neuber mit der Abfassung seiner „Haunetaler Geschichte“ beginnen konnte.

So beeindruckend auch die Menge der bearbeiteten Quellen sein mag, die der Verfasser in zweieinhalbjähriger mühevoller Arbeit bewältigen mußte, entscheidend ist natürlich allein das Ergebnis dieser gewaltigen Anstrengung. Dazu kann man dem Autor und der Gemeinde nur gratulieren: der Gemeinde, weil es nirgendwo sonst im Lande eine ähnlich umfassende Darstellung der geschichtlichen Überlieferung einer ganzen Großgemeinde gibt, und dem Verfasser, weil es ihm gelang, besonders die ältere Geschichte der einzelnen Ortsteile Haunetals aufzuarbeiten und unsere Kenntnis über sie entscheidend zu verbessern.



So konnte Neuber die Ersterwähnungen der Orte Hermannspegel (als seines eigenen Heimatdorfes), Holzheim, Mauers, Meisenbach, Müsenbach, Neukirchen, Oberstoppel, Wehrda und Wetzlos über die bisher bekannten Daten in ältere Zeiten zurückverlegen. Auch über die Entstehung der Burg Hauneck und die Entwicklung der Herrschaft Wehrda weiß der Verfasser Neues zu berichten, um nur einiges zu nennen. Überhaupt zeugt der gesamte Text des Buches davon, wie sorgfältig die vielen Urkunden und Akten, meist aus dem Staatsarchiv Marburg, für die Darstellung der älteren Geschichte der ehemals selbständigen 15 Ortschaften ausgewertet wurden. Für die neueren Jahrhunderte seit der Reformation bietet Neubers Arbeit seinem eigenen Verständnis entsprechend allerdings nur eine Art „Geschichtsgerüst“, wie er selbst schreibt, also eine Schilderung der wichtigsten Ereignisse, von denen die Dörfer in der Neuzeit betroffen waren. Die Fülle des aus dieser Zeit überlieferten Aktenmaterials zwang notwendigerweise zu der Einschränkung.

Mit der Nachkriegszeit endet der historische Teil der Haunetaler Gemeindeggeschichte. Was folgt, ist im wesentlichen ein Bericht des Bürgermeisters über die Entstehung der Gemeinde Haunetal als Folge der Gebietsreform von 1972 und ihre Entwicklung bis 1992. In dem gesonderten Kapitel wird u. a. das weitere Gedeihen der nunmehrigen Ortsteile in den vergangenen zwanzig Jahren dargestellt und dabei auf alles eingegangen, was kommunalpolitisch wichtig und interessant erscheint.

Erwähnt werden müssen noch das klar gegliederte Inhaltsverzeichnis, das dem Leser eine leichte Orientierung ermöglicht, und die vorzügliche Ausstattung des Bandes mit zahlreichen Abbildungen auf hochwertigem Papier, die den Text auflockern und ihn ergänzen. Auffallend ist dabei der Druck der abgebildeten Urkunden. Selbst ihre mittelalterliche Kanzleischrift kann man trotz der Verkleinerung mit nur leichter Mühe lesen.

Obwohl es soviel an dem vorliegenden Werk zu loben gibt, finden sich doch einige Kritikpunkte. Insbesondere müssen die sensationellen Ergebnisse der Ausgrabung am „Dicken Turm“ von Holzheim so, wie sie Neuber aufgrund der Hinweise von Gail Schunk-Larrabee darstellt, kritisch hinterfragt werden (vgl. S. 22, 29 und 35). Nach Aussage des wissenschaftlichen Leiters der Ausgrabung, des Hersfelder Archäologen Dieter Handke, ist nämlich die Herkunft des merowingischen Fundmaterials völlig ungesichert. Es gibt auch keinen archäologischen Beleg dafür, daß der ergrabene Kirchengrundriß schon kurz nach 700 entstand. Fest steht nur die karolingische Besiedlung der Anlage um 750, nicht aber die angeblich fränkisch-merowingische etwa hundert Jahre vorher.

Eine weitere Unstimmigkeit betrifft die in Wehrda wohnenden Adelsgeschlechter. Es sind dies die Freiherren von Campenhausen, wie ihr Name vollständig lautet (S. 206 f.). Umgekehrt besitzt der von Neuber in den Baronstand erhobene Herr von Eichel gen. Streiber keinen Freiherrentitel (S. 212 r. u.). Jedoch: Kein Autor ist unfehlbar. Deshalb wiegen die eben genannten Punkte nicht schwer. Das Werk als solches ist eine großartige Leistung aus Fleiß und Ausdauer und kann allen an der Geschichte ihrer engeren Heimat interessierten Bürgern viel geben. Die vorbildliche Ausstattung und der überraschend niedrige Preis (DM 40,—. Nur bei der Gemeindeverwaltung in Neukirchen zu erhalten) empfehlen es als Geschenk für die Familie.

*Waldemar Zillinger*

Gottwald, Ursula: Marburg. Spurensuche in einer mittelalterlichen Stadt. Marburg: Jonas Verlag 1992, 148 Seiten, 113 Abb., 6 Stadtplanskizzen.

Metz-Becker, Marita: Marburg um 1800. Eine kleine Kulturgeschichte zu Fuß. Marburg: Elwert 1992, 62 S., 14 Abb.

Zwei Verfasserinnen laden zu Rundgängen durch die Marburger Altstadt ein. Ursula Gottwald führte 1989 im Rahmen der Marburger Kinder-Malschule mit zwei Gruppen von 9-14jährigen Schülern ein Projekt „Marburg einst und jetzt“ durch. Im vorliegenden Band faßt sie aus der Literatur zusammen, was ihr „aussagekräftig und geeignet scheint, um Besichtigungsgänge planvoll und fundiert vorzubereiten. Erlebbare Geschichte ist die didaktische Intention“ (S. 129). Da sie „Marburg einst“ nicht auf das Mittelalter beschränkt, sondern auch die jüngere Vergangenheit mit einbezieht, entsteht ein Buch mit sehr unterschiedlichen Abschnitten.

Der erste Teil gibt einen Überblick über die mittelalterliche Stadt. Der Leser erfährt etwas über ihre Gründung und Entwicklung, über das Leben in der Stadt, über Sozial- und Verfassungsgeschichte, Zünfte und Bildung. Dabei sind die drei letztgenannten Abschnitte den entsprechenden Beiträgen in der „Marburger Geschichte“ (hrsg. von E. Dettmering und R. Grenz, Marburg 1980) stärker verpflichtet als die Einzelnachweise in den Anmerkungen erkennen lassen. Da für diesen Teil des Buches nur etwa 35 Textseiten zur Verfügung stehen, ist eine Schwerpunktsetzung unerläßlich. Die von der Verfasserin getroffene Auswahl kann nicht immer überzeugen.



Im Abschnitt „Historische Wohnbauten in der Marburger Altstadt“ werden neben den Fachwerkhäusern unter den Steinbauten auch Hochzeitshaus, Kilianskapelle und Kerner genannt, während Schloß, Dominikaner- und Franziskanerkloster wie auch der Bereich des Deutschen Hauses nicht berücksichtigt werden. Der Leser erwartet sicher keine „Führung durch jene Bauwerke“ (S. 8), Hinweise wären aber angebracht gewesen, da diese Bauten das Stadtbild stärker mitprägen als die im Text aufgeführten.

Der dritte Teil des Buches enthält Ausführungen über die „erhaltende Sanierung“, die in Marburg seit 1972 betrieben wird. Die meisten Photos in diesem Teil stellen die Objekte vor und nach der Sanierung gegenüber. Der Rahmen des mittelalterlichen Marburg wird gelegentlich überschritten, vor allem wenn die Planung des Neubaugebiets „Weidenhausen-Süd“ vorgestellt wird.

Sechs Vorschläge für Beobachtungsgänge durch die Oberstadt und Weidenhausen, denen jeweils eine Kartenskizze beigegeben wird, beschließen den Band. Der Bereich nördlich der „Wasserscheide“ (Renthof, Neustadt, Deutschhaus) und das Schloß werden ausgespart.

Der Band gibt Anregungen für den Unterricht in Grund- und Malschule. Lehrer, die das Thema „Marburg im Mittelalter“ in der Oberstufe fundiert vorbereiten wollen, sollten auf die im Literaturverzeichnis genannten Titel zurückgreifen.

Die zweite Veröffentlichung, ein Oktavbändchen mit etwa 42 Textseiten, beschränkt sich auf einen Spaziergang durch die Oberstadt. Marita Metz-Becker führt zu Häusern, in denen um das Jahr 1800 bedeutende Marburger Professoren und ihre Frauen, Studenten und Töchter lebten. Vorge stellt werden z. B. die Mediziner Baldinger und Michaelis, die Juristen Erxleben und Savigny, der Theologe Justi, der Philologe Creuzer und der Kameral- und Staatswissenschaftler Jung(-Stilling), die Studenten Jacob und Wilhelm Grimm und Ernst Koch („Prinz Rosa Stramin“). Die Verfasserin erinnert auch an Amalie von Gehren, Caroline Schlegel-Schelling, Sophie Mereau, Elise Sommer und Bettina Brentano, die zu den Marburger Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts gehörten, denen sie bereits 1990 ein eigenes Buch gewidmet hatte.

Wer nach einem Rundgang durch die Oberstadt mehr über die besprochenen Persönlichkeiten erfahren will, findet im Anhang des Büchleins einige nützliche Literaturhinweise.

*Eberhard Mey*

Stobbe, Reimer: Die Stadt Friedberg im Spätmittelalter. Sozialstruktur, Wirtschaftsleben und politisches Umfeld einer kleinen Reichsstadt. Darmstadt und Marburg: Selbstverlag der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und der Historischen Kommission für Hessen 1992, 325 S. (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte).

Die vorliegende, von Prof. Peter Moraw betreute Arbeit wurde im Wintersemester 1991/92 vom Fachbereich Geschichtswissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen als Dissertation angenommen. Sie beruht auf Unterlagen der Staatsarchive Darmstadt und Marburg und der Stadtarchive Frankfurt/Main und Friedberg sowie auf der Auswertung gedruckter Quellen und Literatur. Die übersichtlich gegliederte Darstellung behandelt zunächst den Forschungsstand mit einem damit verbundenen Überblick über die mittelalterliche Geschichte Friedbergs, deren Entwicklung durch die gleichnamige staufische Reichsburg bestimmt wurde. Das Verhältnis zwischen städtischer Marktsiedlung und Burg sollte die Geschehnisse Friedbergs bis zum Ende des Mittelalters und darüber hinaus bestimmen, wobei der Burg und dem dort residierenden Burggrafen durch den „Sühnebrief“ Albrechts I. von 1306 das dauernde Übergewicht über die Stadt verfassungsmäßig zu fiel. Dem Rat gehörten von nun an sechs Burgmannen unter Führung des Burggrafen an, die eine unabhängige Stadtpolitik verhinderten. 1347 wurde die Stadt an die Grafen von Schwarzburg und Honstein verpfändet, wobei sie jedoch neben dem Pfandherrn weiterhin dem König huldigten. 1437 verkauften die Grafen die Pfandschaft an die Reichsstadt Frankfurt, den Erzbischof von Mainz und verschiedene Wetterauer Geschlechter. 1455 erwarb die Burg den Mainzer Anteil und konnte ihren gewachsenen Einfluß auf die Stadt im *Verherrungsrevers* von 1482 machtvoll demonstrieren. Für den wirtschaftlichen Auf- und Abstieg Friedbergs war die Entwicklung der Tuchproduktion entscheidend. In ihrer Blütezeit in der Mitte des 14. Jahrhunderts reichte das Absatzgebiet des Friedberger Tuchs im Osten bis Breslau, im Südwesten bis Bern und im Südosten bis Preßburg und Graz. Der Fernhandel wurde vor allem durch die Frankfurter Messen vermittelt, auf denen Friedberger Weber bereits 1344 wohl organisiert mit dauerhaft gemieteten Verkaufshäusern auftraten.



Der Arbeit liegt „die Idee zugrunde, die Geschichte der Stadt Friedberg quasi von innen nach außen zu entfalten, also von den sozialen und ökonomischen Grundlagen und Prozessen über die politischen Ereignisse in der Stadt zu ihrer Stellung in der Region und im Reich zu gelangen“, wobei der Schwerpunkt der Untersuchung im 15. Jahrhundert liegt, weil – so der Verf. – diese Zeit für Friedberg entscheidende Veränderungen mit sich brachte. Die gängige Vorstellung vom Niedergang Friedbergs seit 1400 wird zunächst in ökonomischer Hinsicht in bezug auf Verschuldung und Handel der Stadt untersucht. Ein weiterer Aspekt der Betrachtung ist die Analyse der Stellung der Stadt im territorialen Umfeld und dessen Entwicklung im 15. Jahrhundert. Dabei soll die Verfassungsgeschichte Friedbergs in übergreifende Zusammenhänge eingeordnet werden.

Im folgenden ermittelt der Verf. die Vermögensstruktur der Stadt auf der Grundlage der *Bedelisten* (*Bede* = Reichssteuer) von 1368 und 1437, die eine Sozialstruktur mit schwacher Mittelschicht, großer Unterschicht und exponierter Oberschicht erkennen lassen, was für vorwiegend vom Tuchgewerbe bestimmte mittelalterliche Städte typisch ist. Der 1437 gegenüber 1368 erheblich spürbare Rückgang des Steueraufkommens und die Abnahme der Zahl der Bürger stehen vermutlich in ursächlichem Zusammenhang mit der Abwanderung von der Mittelschicht angehörenden Handwerkern, wodurch sich der Gegensatz zwischen Arm und Reich vertiefte – immer ein Anzeichen für innere Instabilität. Eine weitere wichtige Quelle für die Wirtschafts- und Sozialstruktur der Stadt ist das Pfarr-Register von 1411, das allerdings nur einen Teil der Friedberger Einwohnerschaft erfaßt. Mit Hilfe der erwähnten Verzeichnisse erstellt der Verf. eine Sozialtopographie Friedbergs, d. h. die räumliche Verteilung sozialer Merkmale.

Das Hauptziel abwanderungswilliger Friedberger Bürger war die nahegelegene Messestadt Frankfurt, die bessere Bedingungen für den wirtschaftlichen Aufstieg bot. Die Bevölkerungsverluste konnten durch Zuwanderung von außen kaum ausgeglichen werden, die vor allem aus nördlich der Stadt gelegenen Orten erfolgte, während sich im Süden die Anziehungskraft Frankfurts bemerkbar machte.

Ein weiteres Kapitel hat die Friedberger Zünfte zum Gegenstand, von denen im Unterschied zu wirtschaftlich anders strukturierten Städten die Wollweber und Leineweber die angesehensten waren. Die Friedberger Zunftordnungen entsprachen dagegen in ihren Bestimmungen weitgehend denen anderer mittelalterlichen Städte. (Mißverständlich ist hier die Formulierung, für die Aufnahme in eine Zunft seien das Bürgerrecht und die eheliche Geburt des Antragstellers erforderlich gewesen, war doch für die Erlangung des Bürgerrechts die eheliche Geburt eine wichtige Voraussetzung.)

Weil der Handelsweg von Friedberg nach Frankfurt ständig durch Raubüberfälle bedroht war, mußten sich die Kaufleute militärischen Schutz verschaffen, den sie bisweilen von Frankfurt erhielten, das 1372 mit dem Erwerb des Schultheißenamtes in den Besitz der Geleitshoheit für seinen Gerichtsbezirk gekommen war. Zahlreiche Belege im Frankfurter Stadtarchiv lassen die wachsende Verschuldung Friedbergs erkennen, die mit der schwindenden Bedeutung der Stadt im Einklang stand. Zu dieser negativen Entwicklung trugen auch der langwierige Konflikt mit Hans Wallbrunn und der Stadtbrand von 1447 bei. Die Folgen des wirtschaftlichen Niedergangs waren die 1455 ausgebrochenen innerstädtischen Unruhen, die in der Opposition der Zünfte gegen die Autorität des Rates bestanden und sich auch auf das Verhalten der Pfandherren auswirkten. Den größten Nutzen zog aus diesen Ereignissen die Reichsburg Friedberg, die ihre Stadtherrenfunktion ausbauen konnte.

Für das territorialpolitische Umfeld Friedbergs und seiner Verfassung war im 15. Jahrhundert das politische System „Mittelrhein-Hessen-Oberrhein“ maßgebend, das durch den Konflikt zwischen Kurmainz und Kurpfalz einer- und den zwischen Kurmainz und Hessen andererseits bestimmt wurde. Durch die 1441 erfolgte Gewährung des Öffnungsrechtes der Burg Friedberg für den Pfalzgrafen bei Rhein erhielt dieser einen neuen Vorposten gegen Mainz, dessen Einfluß auch gegenüber den Landgrafen von Hessen im Schwinden war. Mainz konnte daher den Ausbau der kurpfälzischen Position in der Wetterau nicht verhindern. Nach dem 1479 erfolgten Anfall des Katzenelnbogener Erbes konnte die Landgrafschaft Hessen eine größere Rolle in der Wetterau spielen. Weil Landgraf Heinrich III. jedoch sein der Stadt Friedberg gegebenes Schirmversprechen zurückzog und bereits 1483 starb, mußte sich diese im *Verherrungsrevers* dem Pfalzgrafen und der Burg vollständig unterwerfen. Die Ratsverfassung vom 16. Februar 1483, die in wesentlichen Punkten bis ins 18. Jahrhundert gültig blieb, übertrug dem Burggrafen auch die Position des Pfandherrn mit seiner Stellung als oberster Richter von Rat und Burg. Damit war die bisher noch vorhandene bescheidene Handlungsfreiheit der Stadt beseitigt. Die Betrachtung des Friedberger Gesandtschaftswesens und des Kontaktes der Stadt zum Königtum steht am Ende der Veröffentlichung, die unsere Kenntnisse über einen zentralen Zeitabschnitt der Geschichte Friedbergs erweitert.

Der Abdruck von Quellen im Anhang stellt dabei eine wichtige Ergänzung dar.

Stefan Hartmann



Dickhaut, Eva-Maria: Homberg an der Ohm. Untersuchungen zu Verfassung, Verwaltung, Finanzen und Demographie einer hessischen Territorialstadt (1648–1806). Marburg: Elwert (Kommissionsverlag) 1993, 343 S., 48 Abb., 37 Tab. u. 3 Ktn i. T. (Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte, Bd. 13).

Die vorliegende Arbeit wurde im Wintersemester 1991/92 vom Fachbereich Geschichtswissenschaften der Philipps-Universität als Dissertation angenommen. Sie beruht zum überwiegenden Teil auf ungedruckten Quellen im Stadtarchiv Homberg a. d. Ohm, vor allem den seit dem 16. Jahrhundert fast lückenlos überlieferten Steuer- und Rechnungsbüchern, Ratsprotokollen, Gerichtsbüchern und Instruktionen für das städtische Personal. Weitere wichtige Archivalien, z. B. der gesamte Urkundenbestand der Stadt und das Salbuch von 1587, liegen im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt.

Die erfreulich klar gegliederte Untersuchung behandelt nach einem knappen historischen Abriss der Stadtgeschichte die Bereiche Verfassung und Verwaltung, Haushalt und Finanzen, Bevölkerung und Bauwesen, die in sich wieder untergliedert sind. Nach Aussage der Vf.in kennzeichnen die Begriffe „Kleinstadt – Landstadt – Ackerbürgerstadt“ das im mittleren Ohmtal liegende Homberg vor 300 Jahren. Zunächst skizziert sie die landesherrliche Lokalverwaltung der Landgrafen von Hessen-Darmstadt, deren wichtigste Amtsträger der Amtmann und der ihm unterstehende Schultheiß und Rentmeister gewesen sind. Weil letztere zumeist ortsansässigen Familien entstammen und das Homberger Bürgerrecht besaßen, konnten sie ein Bindeglied zwischen dem Amtmann und der Stadtgemeinde darstellen. Die wichtigsten Elemente des Stadtrechts waren der Rat und die Gemeinde, denen gelegentlich ein Bürgerausschuß zur Seite trat. Die zugleich als Schöffen des Stadtgerichts amtierenden zwölf Ratsmitglieder wurden ohne Mitsprache der Bürger auf Lebenszeit kooptiert, was den Verhältnissen in anderen – auch größeren – Städten gleichkommt. Das gilt auch für die vier bzw. sechs Gemeinen, die den Vierer- und Sechserkollegien anderer Städte entsprechen und als Interessenvertretung der Zünfte gegenüber dem Rat im späten Mittelalter entstanden sind. Während – wie die Vf.in ausführt – der Oberbürgermeister unter Mitwirkung der Bürger aus den Reihen der Ratsmitglieder gewählt wurde, repräsentierte der ihm untergeordnete Unterbürgermeister die Gemeinde. Leider fehlen nähere Ausführungen über die Beteiligung der Bürger an diesem Wahlakt. Diese trat eigentlich erst in der Steinschen Städteordnung von 1808 als entscheidendes Element hervor, während zuvor in den frühneuzeitlichen Städten, z. B. in den mit Lübischem Recht, die Bürgermeister allein von den Ratsherren gewählt oder in Landstädten von der Landesherrschaft eingesetzt wurden. Abweichend von den Verhältnissen in anderen Städten der Frühen Neuzeit ist auch das zahlenmäßige Überwiegen der Bürger gegenüber den Beisassen, Juden und *Forenses* (dabei handelt es sich um nicht in Homberg ansässige Bürger fremder Städte, die in der Ohmstadt abgabepflichtigen Grundbesitz besaßen), wobei sich die Vf.in auf die Bederegister stützt. Diese können allerdings ein mißverständliches Bild bieten, da sie neben den steuerpflichtigen Handwerkern und Gewerbetreibenden auch Ehefrauen, Witwen, unmündige Kinder und Erbgemeinschaften erfassen, soweit dieser zur Zahlung der Bede verpflichtet waren. In der Regel gehörte nur der Haushaltsvorstand – soweit dieser ein selbständiges Handwerk oder Gewerbe ausübte und über Grundbesitz verfügte – zur Kategorie der Bürger; im allgemeinen machte ihr Anteil kaum mehr als 10–15 Prozent der städtischen Bevölkerung aus. Auch hier wären genauere Kommentare der Vf.in sinnvoll gewesen. Diesen Lücken steht aber ein Detailreichtum im Bereich „Haushalt und Finanzen“ gegenüber, der die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Ackerbürgerstadt Homberg in der Frühen Neuzeit anschaulich widerspiegeln. Die wichtigste Quelle sind hier die seit 1572 in fast lückenloser Folge überlieferten Bürgermeisterrechnungen, die neben der Spezifizierung der Einnahmen und Ausgaben jeweils ein Inventar aller im Gebrauch befindlichen städtischen Mobilien enthalten. Die gängigsten in Homberg erhobenen Steuern waren – wie anderenorts – die Bede und die Kontribution, wobei die erstere bereits im 13. Jahrhundert in eine ordentliche Steuer auf Haus- und Grundbesitz umgewandelt wurde. Die Definition des Begriffs „Kontribution“ bleibt die Vf.in dem Leser schuldig. Interessant wäre gewesen, die Vielschichtigkeit dieser ursprünglich mit Krieg und Brandschatzung verbundenen Steuerart anhand Homberger Quellen genauer zu spezifizieren.

Besonderen Wert haben die zahlreichen bevölkerungsgeschichtlichen Tabellen, z. B. die Zusammensetzung der Bevölkerung 1779–1782, Taufen, vitalstatistische Angaben 1650–1774 (Taufen, Heiraten und Todesfälle, Säuglings- und Kindersterblichkeit), Anzahl der Handwerker nach Gewerbegruppen 1703, Bedezahlungen nach Gewerbegruppen 1703, Taxwerte des gesamten Gebäudebesitzes u. a., die mit dem sie kommentierenden Text Aufschluß über die demographische, wirtschaftliche und soziale Struktur der Landstadt Homberg a. d. Ohm vermitteln. Weil zuverlässige Angaben über die Größe der Homberger Bevölkerung erst aus dem 19. Jahrhundert überliefert sind, mußte auf sekundärstatistische Quellen, z. B. Bederegister, zurückgegriffen werden, die aller-



dings nur den steuerpflichtigen Teil der Bevölkerung umfassen, so daß die Gesamtzahl der Einwohner mit Hilfe einer Schlüsselzahl hochgerechnet worden ist. Die Vf.in kommt hier zu dem Ergebnis, daß am Anfang des 17. Jahrhunderts knapp 1000 Menschen in Homberg gelebt haben. Bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges ging ihre Zahl fast um die Hälfte zurück. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts ist ein rascherer Bevölkerungsanstieg zu verzeichnen, der auch durch den Siebenjährigen Krieg nicht wesentlich aufgehalten werden konnte. Aufschlußreich ist die Feststellung der Vf.in, daß neben Seuchen, Hunger und Krieg auch das Klima die Homberger Vitalstatistik nachteilig beeinflußt hat. Gerade dieser Aspekt bedarf allerdings noch genauerer Analyse anhand einer breitgefächerten komparativen Quellenbetrachtung. Verzeichnisse der Inhaber städtischer Ämter und Dienste, der Bürgermeister, Bedeheber, Marktmeister- und Fruchtverwalter u. a. m. runden die durch ein Orts- und Personenregister erschlossene Arbeit ab. Trotz gewisser Mängel, die gerade im terminologischen Bereich sichtbar werden, vermittelt sie dank ihrer Quellennähe genauere Einblicke in die Situation einer frühneuzeitlichen Ackerbürgerstadt. Es ist zu hoffen, daß durch entsprechende Analysen anderer hessischer und außerhessischer Landstädte die Aussagen der Dissertation bestätigt, ergänzt und ggf. korrigiert werden können.

*Stefan Hartmann*

Klinge, Gerda: Geschichte und Geschichten aus Hasbike-Heisebeck. Hrsg. Gemeinde Oberweser (Oberweser-Schriften 7) 1992, 115 S.

Eine Lücke füllt das schmale Bändchen aus, das die Großgemeinde Oberweser als Nr. 7 ihrer Schriftenreihe im vergangenen Jahr herausgebracht hat. Die Verfasserin verstand es, die spärlichen Quellen des Staatsarchivs Marburg über Heisebeck durch das Heranziehen weiterer Unterlagen so aufzufüllen, daß ein gut lesbares Heimatbüchlein entstand.

Genauere Angaben über die Struktur des Dorfes waren allerdings erst durch die „Spezialbeschreibung der Dorfschaft Heisebeck“ aus dem Jahre 1785 möglich. Danach muß man beinahe weitere 100 Jahre warten, ehe zusätzliche Nachrichten über den Ort reichlicher fließen, wie aus den verschiedenen Themenkreisen der Abhandlungen und ihrer Bearbeitung (Bürgermeister, Schule, Kirche usw.) hervorgeht. Interessant sind auch die Erklärungen der Flurnamen und der Hinweise auf noch ausgeübtes Brauchtum. Photos und Karten vervollständigen den Band. Insgesamt gesehen kann dieser Beitrag zur Dorfgeschichte und zum dörflichen Leben allen Heisebeckern und sonstigen Freunden des kleinen Dorfes empfohlen werden.

*Waldemar Zillinger*

Thierling, Magda: Vaake. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 18. Jahrhundert. Hrsg. vom Gemeindevorstand der Gemeinde Reinhardshagen, Reinhardshagen 1992, 207 S., 101 Abb., 1 Falktkte. i. Anh., DM 18,- (Reinhardshäger Hefte, Ausgabe 3).

Die klargegliederte Darstellung beruht neben der Auswertung der gedruckten Literatur in umfangreichem Maße auf herangezogene Archivalien aus den Staatsarchiven Marburg und Hannover, was sich aus der Lage Vaakes an der hessisch-niedersächsischen Grenze erklärt.

Im ersten Abschnitt wird die Entwicklung Vaakes bis zum 18. Jahrhundert beleuchtet, wobei auf die Topographie des Ortes, seine Anfänge als Fischerdorf an der Oberweser – der Name leitet sich vermutlich (wie auch der von Vacha) von *vah* 'Fischwehr' ab –, das Verhältnis Vaakes zum Kloster Hilwartshausen – ein Güterverzeichnis des Klosters von 1408 läßt die im mittelalterlichen Vaake vorherrschende Gemengelage von Güter-, Zehnt- und Vogteirechten erkennen –, das Schicksal der mit Vaake verbundenen Wüstungen Hottenhausen und Hohenrode, die Festsetzung der Landgrafschaft Hessen im Oberwesergebiet in der zweiten Hälfte des 15. und den Landausbau im 16. Jahrhundert eingegangen wird. Von besonderem Interesse ist das Namenregister der Hausstellenbesitzer von 1570 in Vaake, das zwischen Siedlern auf landgräflichem und auf Hilwartshäuser Land unterscheidet. Die Vaaker Flurnamen sind in verdienstvoller Weise für den heutigen Leser erklärt worden.

Das zweite Kapitel analysiert die Sozial- und Wirtschaftsstruktur Vaakes in den Jahren 1746/47. Grundlagen dieser Betrachtung sind Steuerkataster, Kontributionshebelisten und eine zeitgenössische Ortsbeschreibung. Das Dorf besaß zu jenem Zeitpunkt 75 Häuser, die von 411 Personen bewohnt wurden. Damit zählte es zu den größeren ländlichen Orten der Landgrafschaft Hessen. Aufschlußreich ist, daß nur für ein Fünftel der Bewohner die Ackernahrung die allein ausreichende Er-



werbsgrundlage darstellte. Alle übrigen Landbesitzer waren auf zeitweisen oder ständigen Neben-erwerb angewiesen. Dieser bestand aus Handwerk, Tagelöhneri oder sonstiger Gewerbetätigkeit. Somit bietet Vaake „im 18. Jahrhundert ein typisches Beispiel für das Ineinandergreifen verschiedener Erwerbstätigkeiten auf dem Dorf und repräsentiert gleichzeitig die Situation im ländlichen niederhessischen Raum“. Die Lasten der bäuerlichen Besitzungen bestanden aus dem Feldzehnten. Der dem hessischen Landgrafen in Vaake zustehende Zehnte wurde von 751 Acker und der Hilwartshäuser Zehnte von 157 Acker Land erhoben. Steuern, Zehnt- und Zinsleistungen machten für Vaake im 18. Jahrhundert eine Belastung von rund 780 Reichstalern aus. Daneben mußten die Vaaker Einwohner dem Landgrafen Fahr- und Spanndienste sowie Hand- und Gehedienste leisten.

Das folgende Kapitel befaßt sich mit den für Vaake wichtigen Strukturproblemen und -reformen im 19. Jahrhundert. Zentrale Bedeutung hatte hier das Gesetz über die Ablösung der Grundlasten von 1832, das jedoch erst 1848 durch die Aufhebung der letzten gutsherrlichen Ansprüche vollständig realisiert wurde. Ausgenommen von der Ablösung waren jedoch alle Steuern und bestimmte Landfolgedienste, die den Landstraßen-, Brücken-, Kanal- und Wasserbau betrafen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Dreifelderwirtschaft in Vaake nur noch bedingt eingehalten. Immer häufiger wurde auf den Äckern nur mit Winterfrucht und Kartoffeln gewechselt, was der Bedeutung der Kartoffel als Hauptnahrungsmittel für die ständig steigende Bevölkerung Rechnung trug. Auch in Vaake war zwischen 1773 und 1843 ein erheblicher Bevölkerungsanstieg von 430 auf 843 Einwohner zu verzeichnen. Mit der Ablösung der Grundlasten war die Separation, d. h. die Aufteilung des vorher gemeinschaftlich genutzten Grundbesitzes, verbunden. Durch die Ablösung der Forstservituten entledigte sich der Staat alter Nutzungsrechte der Bevölkerung, z. B. der Waldhute- und Holzberechtigung. Durch den Rezeß von 1907 wurde die Verkopplung, d. h. die Zusammenlegung der zerstreut liegenden Parzellen, in die Wege geleitet. Diese Aktion bezweckte, daß jeder für seinen bisherigen Besitzstand und seine Teilnahmerechte Landabfindung in möglichst wirtschaftlichem Zusammenhang erhalten sollte.

Kapitel 4 beleuchtet die soziale und wirtschaftliche Situation Vaakes in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Damals hatten Getreidemißernten und große Teuerungsraten zur existentiellen Not vieler Menschen in Deutschland geführt, die manchen zur Auswanderung nach Amerika veranlaßte. Auch in Vaake war das zu spüren, wo zwischen 1832 und 1893 30 Einwohner einen Antrag auf Entlassung aus dem Untertanenverband stellten. Nach Aussage des Visitationsprotokolles des Landratsamtes Hofgeismar vom August 1855 war Vaake einer der ärmsten Orte des Kreises. Das war um so bedrückender, als es damals eine Armenfürsorge im heutigen Sinne nicht gab. Bedürftige konnten lediglich durch das sog. *Umessen* ihr Leben fristen. Anteil an der wachsenden Verarmung hatte auch der sich im 19. Jahrhundert vollziehende Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, der besonders die kleinen landwirtschaftlichen Betriebe vor Probleme stellte. Die um sich greifenden Verschuldungen führten zu Notverkäufen von Häusern, von denen die 1832 gegründete Kurfürstliche Landeskreditkasse zahlreiche Objekte erwarb. Diesem Prozeß suchte das auf Selbsthilfe und Selbstverwaltung beruhende, von Friedrich Wilhelm Raiffeisen begründete landwirtschaftliche Genossenschaftswesen entgegenzuwirken. 1896 entstand der Veckerhagener Darlehenskassen-Verein, dem 44 Einwohner Veckerhagens und 41 aus Vaake als Mitglieder angehörten. Erwähnenswert ist, daß unter den Gründungsmitgliedern 14 Tagelöhner bzw. Arbeiter waren. 1890 war in Vaake die Zahl der sich allein vom Ackerbau ernährenden Familien auf zwölf gesunken. Die Tagelöhner machten etwa die Hälfte und die Handwerker ein Fünftel der steuerpflichtigen männlichen Bevölkerung des Ortes aus.

Der Abschnitt „Arbeiten in Vaake“ skizziert zunächst die Ackerleute und Kötner. Während die ersteren ursprünglich mit vollen Rechten ausgestattete Bauern waren, die als Altsiedler die größten Höfe in der Gemarkung besaßen, handelte es sich bei den Köttern um Nach- oder Kleinsiedler mit geringem Landbesitz. Aus der Gruppe der Kötner ging eine zunehmende Anzahl von Tagelöhnern hervor, die ihre Arbeitskraft tageweise an die größeren Landbesitzer vermieteten. Daneben fanden manche von ihnen als Lohnarbeiter in der Veckerhagener Eisenhütte und in der Zeche Gahrenberg Verwendung. Einige Vaaker waren in der von Wilhelm Lotze gegründeten Töpferei tätig. Eine besondere Rolle spielte ursprünglich in diesem Weserdorf die Fischerei, wobei die Erbleihfischer einen eigenen Status besaßen. Weil das Fischereiregal dem Landgrafen zustand, mußte jeder Vaaker Fischer für sein Nutzungsrecht einen bestimmten Zins erlegen. Seit dem 18. Jahrhundert verlor die Vaaker Fischerei an Bedeutung, was mit dem Rückgang des Fischbestandes in der Weser zusammenhängen dürfte. Ein Hindernis war auch die in der Strommitte verlaufende Grenze zwischen Hessen-Kassel und Braunschweig (später Hannover). Immer wieder kam es hier zu Streitigkeiten, die nicht einvernehmlich geregelt wurden, was auch für die durch zahlreiche Zollstellen gehemmte Weserschiffahrt galt. Der einzige selbständige Schiffer in Vaake war der Erbleihfischer Wilhelm Pairan (1853–1916). Er besaß einen größeren Lastkahn, der auf der Strecke Karls-



hafen-Münden fuhr. Vor Beginn der Dampfschiffahrt war der sog. *Bock* der bekannteste Typ des Weserschiffs. Während er flußabwärts weitgehend von der Strömung getrieben wurde, mußte er bei der Bergfahrt vom Ufer aus *getreidelt*, d. h. an langen Leinen gezogen werden.

Aufschlußreiches weiß die Verfasserin vom Fährbetrieb in Vaake zu berichten, der 1746 an den Gastwirt und Branntweinbrenner Johann Friedrich Söder verpachtet wurde. Weil die Grenze zum Nachbarland Hannover durch die Weser verlief, mußte sich der Fährmann von den Reisenden die Zollzettel zeigen lassen und bei Schmuggelverdacht Anzeige erstatten.

Weitere Erwerbsquellen der Vaaker waren die Bierbrauerei und die Branntweinbrennerei, die allerdings auch für den Eigenbedarf betrieben wurden.

Erwähnenswert ist, daß in Vaake – wie anderenorts im Kurfürstentum Hessen – nach der Einführung der Gemeindeordnung 1834 der landesherrliche Grebe durch den vom Gemeinderat und Gemeindeausschuß gewählten Bürgermeister ersetzt wurde. Seine Wahl mußte jedoch von der vorgesetzten Behörde, dem Kreisamt, bestätigt werden.

Das letzte Kapitel befaßt sich mit dem „Wohnen in Vaake“. Wegen der gedrängten Lage des Dorfes bestand dieses noch bis zur Nachkriegszeit nur aus zwei Straßenzügen, die zusammen ein langgestrecktes Dreieck bildeten. Für diese Verhältnisse empfahl sich das mit seiner Vorderfront zum Fluß ausgerichtete diemelsächsische Haus, in dessen Mitte sich die große Längsdiele befand. Der Boden über der Diele diente als Speicherraum für Stroh und Getreide. Durch das große Dielentor in der rückwärtigen Giebelwand wurde die Ernte eingebracht. Daneben gab es in Vaake sogen. Ernhäuser (*Ern* = 'Hausflur'), bei denen es sich um Querdielenhäuser handelte. Die Grenze zwischen beiden Haustypen verläuft nördlich von Kassel und Münden durch den Bramwald und Soling sowie westlich von Göttingen und Einbeck.

Von bau-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichem Interesse ist das detaillierte Verzeichnis der alten Häuser in Vaake und ihrer Besitzer von 1737 bis zur Gegenwart, wobei Vorder- und Hinterdorf unterschieden werden.

Die angezeigte Veröffentlichung über Vaake zeichnet sich sowohl durch Quellenreichtum als auch durch gute Lesbarkeit aus. Sie hat im Gegensatz zu vielen anderen Ortsgeschichten wissenschaftlichen Charakter und bleibt dennoch für eine breitere Öffentlichkeit verständlich. An diesem Beispiel sollten sich künftig Gemeindeausschüsse bei der Vorbereitung von Dorfchroniken orientieren.

Stefan Hartmann

Bickert, Hans Günther und Nail, Norbert: Liebenswertes Lahn-Athen. Das 300jährige Jubelfest der Philipps-Universität. Die erste Ehrenpromotion einer Frau. Ein Blick in Marburger Stammbücher. (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg, 65) Marburg: Universitätsbibliothek 1992, 264 S., 70 Abb., 1 Kartenbeilage, DM 25,—.

Berichte über das fidele Studentenleben früherer Zeiten haben im Zeitalter der Massenuniversität ihren besonderen Reiz. Das gilt auch für die hier vorgelegten Texte aus Marburg, dem Lahn-Athen, dessen *Alma Mater* 1827 ihr 300jähriges Bestehen feierte. Dieses Jubelfest, das in vier Berichten von Teilnehmern geschildert wird, steht im Mittelpunkt des Bandes. Der umfangreichste Bericht eines Festteilnehmers, der 1828 unter Pseudonym veröffentlicht wurde, wird als Faksimile mit Anmerkungen abgedruckt. Die ergänzenden Ausführungen informieren nicht nur über die Festteilnehmer und die Marburger Gastronomie um 1827, sondern auch über die politischen Umstände der Zeit, die von den Karlsbader Beschlüssen geprägt war. Zum Verständnis der Festivitäten dient auch der *Allgemeine Marburger Biercomment*, der auf 15 S. die damaligen Kneipenregeln auflistet.

Während des Universitätsjubiläums fanden 41 Ehrenpromotionen statt. Besonders bemerkenswert ist die erste Promotion einer Frau, der Daniel Jeanne Wyttenbach (1772–1830), deren Leben und Werk im zweiten Teil des Buches vorgestellt wird. Frau Wyttenbach, Enkelin eines Marburger Theologieprofessors, Witwe eines Leidener Altphilologen, legte seit 1808 ein literarisches Oeuvre in französischer Sprache vor, in dem sie sich mit philosophischen und pädagogischen Fragen (u. a. der Mädchenerziehung) auseinandersetzte.

Seit dem 16. Jahrhundert führten viele Studenten ein Stammbuch, in das Professoren, Mitstudenten und Freunde Wünsche, Grüße oder Lebensregeln eintrugen. Der dritte Teil des Buches stellt diese interessante Gattung in einigen Beispielen vom 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert aus dem Besitz der Universitätsbibliothek bzw. des Stadtarchivs Marburg vor. Leider konnten aus Kostengründen nur wenige der Abbildungen in Farbe wiedergegeben werden.

Ein Buch, das viele (ehemalige) Marburger Studenten mit Interesse lesen werden.

Eberhard Mey



Landwehrhagen 1945. Ein Dorf erlebt das Ende des Krieges und den Wiederaufbau. Bearbeitet von Horst Wollmert, Axel W. Sauerteig u. Heinz Gundlach. Landwehrhagen: Selbstverlag der Gemeinde 34355 Staufenberg 1993, 148 S., DM 10,—.

Die Vorstellung eines Teils der Geschichte eines einzelnen Ortsteils der niedersächsischen Gemeinde Staufenberg in einer hessischen historischen Zeitschrift erklärt sich aus deren unmittelbarer Randlage zu Kassel. Die Schicksale des Dorfes Landwehrhagen und seiner Bewohner sind – wie am Text vielfach (weil in sich geographisch selbstverständlich) überprüfbar – mit Kassel und seinem Umland untrennbar verwoben.

Da in den Gemeinden des Landkreises Kassel in der Nachfolge erster umfassender Darstellungen im „Jahrbuch '86 des Landkreises Kassel“ die Aufarbeitung des Kriegsendes, der unmittelbaren Nachkriegszeit und der allmählichen Wiederherstellung „normaler“ politischer, sozialer und kultureller Verhältnisse erst begonnen hat, haben die Herausgeber der vorliegenden Teil-Orts-geschichte für die Region um Kassel sogar eine Vorreiterrolle übernommen.

Ich übergehe hier die Diskussion zur Problematik der *oral history* und hebe allein hervor, daß es den Bearbeitern gelungen ist, aus einer großen Zahl von über 50 Einzelinterviews, die teilweise kombiniert sind mit bereits publizierten Texten z. B. in Vereinsfestschriften etc., ein Gesamtbild der bezeichneten Zeit, besonders jener Wochen um Ostern 1945 entstehen zu lassen.

Lebendige oder wieder lebendig gewordene Erinnerungen, tiefe Empfindungen, Freude, Schmerzen, Ängste, Hoffnungen, Entsetzen stehen im Mittelpunkt der überzeugend individuellen (also nicht durch die Bearbeiter genormten), z. T. sehr um Genauigkeit der Darstellungen und mitgeteilten Beobachtungen bemühten Texte. Dem Leser treten wirkliche Menschen entgegen; manchmal könnte man meinen, man lausche dem Erzähler aus der eigenen Familie, der Schicksalhafter zur Erklärung mitteilt.

Der in unverhältnismäßig geringer Auflage (300) gedruckte Band (Gesamtkosten: 3 000,— DM) verzichtet leider auf einen Apparat, obwohl in den Überleitungstexten der Bearbeiter eine Menge an-dernorts erworbenen Wissens greifbar wird. Manche der beigegebenen Abbildungen (meist Fotos) sind – vor dem besonderen Hintergrund der unmittelbaren Grenzlage des Dorfes zwischen britischer und amerikanischer Besatzungszone – wirkliche historische Dokumente. In einer Reihe anderer Fälle hätte der Band bei einem Verzicht auf die betreffende Abbildung nicht verloren. Auch die Schilderungen einzelner Mitbürger des Dorfes über ihre Flucht oder Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten sowie die beigegebenen Abbildungen gehören – genau genommen – nicht in diesen thematischen Zusammenhang.

Schließlich wäre einer Neuauflage eine kritische Durchsicht auf Druckfehler sicher zuträglich.

Insgesamt: Kein wissenschaftliches Werk, aber lesenswerte lebendige Geschichte.

Helmut Burmeister

Bromig, C., Link, A., Wegner, K.-H.: Kassel 1955. Die Stadt im Jahr der ersten documenta. Marburg 1992, 104 S., 95 Abb. (Bd. 3 der Schriften des Stadtmuseums Kassel).

Im Jahr der documenta IX gedachte das Kasseler Stadtmuseum der „Neugeburt“ der 1943 im Kern nahezu restlos zerstörten Stadt, die 1955 mit einer Bundesgartenschau und der ersten Welt-kunstschau wieder an die Weltöffentlichkeit trat. Wie schon die Väter dieser Schauen Akademie-professoren in Kassel waren (Hermann Mattern und Arnold Bode), so haben auch diesen Band die heutigen GhK-Professoren Lucius Burckhardt, Folker Lüken-Isberner und Helmut Slenczka, im Zusammenwirken mit A. Link und anderen Museumsmitarbeitern, aber auch mit Forschern zu wichtigen Sonderbereichen wie Kunst und Kino (H. Kimpel, B. Hofmann), entscheidend beein-flußt.

Besonders das Kapitel 4 zur Stadtplanung (von F. Lüken-Isberner) zeigt kritisch, wieviel von der „Zerstörungsplanung zur Gauhauptstadt Kassel“ (1941), raumgreifenden Plänen des Speer-Stabes für die „Wiederaufbaustadt des Führers“ (1944) sowie durch NS-Bauräte wie Heinicke oder Hasper in Wettbewerbsbeiträgen und Jurymitgliedschaften in den folgenden 10 Jahren herübergerettet werden konnte! Aus der Sicht der Denkmalpflege fielen zahlreiche sanierungsfähige Ruinen der Mär von der „total zerstörten Innenstadt“ zum Opfer, die Unterneustadt wurde gar zum Niemands-land, obwohl Aufmarschfelder und ein NS-Gauforum natürlich entfallen mußten. Von der Achse Hauptbahnhof – Aue blieb das Vorzeigeobjekt Treppenstraße übrig, der das bereits teilrekonstruierte Nahlsche Haus zum Opfer fiel. Viele andere Kunst- und Architekturobjekte wurden auch in der Ausstellung, die geschickt durch einen dunklen Tunnel der Luftkriegszeit über das Ruinenmo-dell der Stadt ins Licht der ersten optimistischen 50er Jahre führte, gewürdigt.

Alles in allem ein guter Katalog mit klugen Beiträgen, auch zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der weit über die alte kurhessische Hauptstadt hinaus Zeichen setzt.

Siegfried Lotze



## Baugeschichte

Bauer, Sophie: Burg Kronberg. Neustadt a.d. Aisch: Verlag Degener 1993, 142 S., 3 Tafeln, DM 25,—.

Nach dem Vorwort des Bürgermeisters W. Kreß, der am 1. Dezember 1992 die Burg für 900 000,— DM von der Hessischen Hausstiftung für die Stadt erwarb, und dem Grußwort des Vorsitzenden des Burgvereins, der sich in der Vergangenheit mit Beharrlichkeit für den Erwerb und die Erhaltung der Burg eingesetzt hatte, läßt die Autorin den Leser wissen, daß der ursprünglich geplante „Burgführer“ sich zu einer bau- und besitzgeschichtlichen Abhandlung dieses historischen Monuments gewandelt hat, dem noch ein genealogischer Teil über die Herren der Burg hinzugefügt wurde.

Der erste Teil des solide gearbeiteten, mit 29 Abbildungen versehenen Buches ist der „Geschichte der drei Stämme der Herren von Kronberg“, ehemals zur Staufferzeit Reichministerialen, gewidmet. Die Verf. hebt aus den Ereignissen die Beziehungen der Ganerben zum Erzbistum Mainz, zu Frankfurt und zur Reformation heraus, berichtet über die Ausübung verschiedener politischer Funktionen, den Eintritt mancher Frauen in das Kloster und vom „Burgfrieden“ (Vertrag) unter den drei Stämmen, deren Burgleben durch den berühmten Huttenbrief von 1518 illustriert werden soll.

Der Charakter des „Burgführers“ wird im zweiten Teil evident, in dem sich die Verf. in einer wahrhaft detaillierten Beschreibung der Baugeschichte und des Wandels der Besitzverhältnisse zu verlieren scheint, der Kostbarkeiten des „Burgmuseums“ gedenkt, um dann fünf Urkunden auszugsweise (aber unkommentiert) zu publizieren.

In einem dritten Teil informiert die Verf. über die Etappen des Verfalls der Burg nach 1704, frühe Sanierungsanstrengungen und Veränderungen in den Besitzverhältnissen bis 1992.

Die Abbildungen, davon 14 farbig, sind von guter Qualität und teilweise auch aussagekräftig, die benutzten Archivalien werden ohne Angabe des Fundortes in den Kontext eingearbeitet. Das Buch kann für Touristen, Burgbesucher und Kronberger ein nützliches Orientierungsinstrument werden.

*Volker Petri*

Decker, Rainer: Die Geschichte der Burgen im Raum Warburg/Zierenberg. Hofgeismar/Zierenberg: VHG e. V. ZV Hofgeismar 1989, 52 S., 8 Abb. i. T. (Die Geschichte unserer Heimat Bd. 4)

In seinem Vorwort nennt Helmut Burmeister die Gründe für den Separatdruck des im 93. Band (1988) der ZHG erschienenen Aufsatzes von Rainer Decker. Auf diesem Wege sollten die Forschungsergebnisse des Autors über die Burgen in der regionalen Einheit des hessisch-westfälischen Grenzgebiets einer breiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis gebracht werden. Dank der Begrenzung auf das enge Gebiet zwischen Warburg und Zierenberg kann Decker in vielen Bereichen – u. a. in der Auswertung der Literatur – in die Tiefe gehen und den Zusammenhang zwischen naturräumlichen Gegebenheiten und der Anlage von Burgen im hohen Mittelalter mit der damit verbundenen Territorialpolitik weltlicher und geistlicher Fürsten herausarbeiten. Wichtige Gesichtspunkte seiner Untersuchung sind die Frage nach den Anfängen und den Kausalzusammenhängen der Entstehung der dauernd bewohnten Herrenburg des Mittelalters, die Bedeutung der Burg als Mittel zur Durchsetzung der Landesherrschaft im Spätmittelalter und die Funktion der Burgen im sozialen und politischen Aufstieg der Ministerialität. Während sich die frühmittelalterliche Burganlage bei Laar oberhalb des Warmetales bald im Dunkel der Geschichte verliert, ist die Burg *Wartberch* des Grafen Dodiko zu Anfang des 11. Jahrhunderts genauer faßbar. Sie sollte den Bischöfen von Paderborn die Herrschaft im südöstlichen Teil ihres Bistums sichern. Auch die auf einem schroffen Basaltkegel gelegene Burg Desenberg wird 1070 erstmals in den Quellen genannt. Ihre Charakterisierung als „uneinnehmbar“ in der Chronik Lamperts von Hersfeld hatte auch in späteren Jahrhunderten noch ihre Gültigkeit. Die Höhenburgen Schartenberg und Malsburg gewannen in den Auseinandersetzungen zwischen Mainz und Paderborn strategische Bedeutung, was auch



für die beiden Gudenburgen gilt. Nach dem 1247 erfolgten Aussterben der thüringischen Ludowinger kam mit den Landgrafen von Hessen eine neue politische Kraft ins Spiel, die im Raum zwischen Warburg und Zierenberg ihr Territorium auf Kosten von Mainz und Paderborn zu festigen suchte. Nach langwierigen Auseinandersetzungen trug Hessen den Sieg davon und konnte durch den Besitz der Gudenburgen, von Malsburg und Schartenberg seine Position bis zur Diemel erweitern, wobei die dort ansässigen Adelsfamilien mediatisiert und häufig als Burgmannen oder Landvögte in den landgräflichen Dienst übernommen wurden. Zur hessischen Machtsicherung diente auch die 1290 gegründete Stadt Zierenberg, die in enger Beziehung zur Burg Schartenberg stand.

Weitere Kapitel der Veröffentlichung behandeln die im Besitz der Paderborner Bischöfe befindliche Burg und Stadt Warburg, die Gründung Liebenaus durch den Ritter Hermann Spiegel 1293/94 – erwähnenswert ist hier das Auftreten eines Ministerialen als Stadtgründer –, das Unwesen der Raubritter – an ihrer Spitze die auf dem Desenberg ansässige Familie Spiegel – und die Fehde zwischen Hessen und Paderborn 1464–1471, die den gesamten Raum zwischen Twistetal und Herstelle an der Weser erfaßte und die Landgraf Ludwig II. weitgehend zu seinen Gunsten beenden konnte. Die damaligen Ergebnisse wirken sich bis heute auf die Grenzziehung zwischen den Bundesländern Hessen und Nordrhein-Westfalen aus. Im 16. Jahrhundert büßten die Burgen ihren fortifikatorischen Wert ein und verfielen, wenn sie nicht schon vorher zerstört waren. Stammtafeln der auf ihnen ansässig gewesenen Adelsgeschlechter runden den informativen Beitrag ab.

*Stefan Hartmann*

Hofrichter, H. (Hrsg.): Putz und Farbigkeit an mittelalterlichen Bauten. Stuttgart: Theiss 1993. 113 S., 102 farbige und 71 sw-Abb., kart., DM 52,– (Veröffentlichung der Deutschen Burgenvereingung e. V., Reihe B, Schriften Bd. 1).

Das in der Denkmalpflege rege diskutierte Thema wichtiger alter Putz- und Farbbefunde, untersucht an mittelalterlichen rheinländischen Kirchen, an der Wartburg und an der Residenz des Ritterordens in der Marienburg, stellt dieser ansprechende Band des Konrad-Theiss-Verlages mit 13 Beiträgen namhafter Wissenschaftler vor.

Die Forschungsergebnisse eines internationalen Kolloquiums von 1990 in Koblenz zur überraschenden Farbigkeit mittelalterlicher Gebäude und zu den Verschleißschichten umweltbedrohter Werksteine und seltener Farbreste, die Entstehungs- und Veränderungsprozesse aufspüren lassen, schließen bisherige Forschungslücken. Besonders für Bauforscher, Kunstgeschichtler, Archäologen und Restauratoren, aber auch für Laien, sind in diesem grundlegenden und reich bebilderten Werk die raren Befunde anschaulich dargelegt.

*Siegfried Lotze*

Schütte, Ulrich (Hrsg.): Die alte Kirche in Rodheim vor der Höhe. Beiträge zur Geschichte und Architektur einer ländlichen Pfarrkirche in der Wetterau. Rosbach v. d. H. 1992, XX+ 382 S., mit zahlr. Abb., ISBN nicht vorhanden.

Der umfangreiche und mit Bildern und Zeichnungen gut ausgestattete Band entstand „als Aufarbeitung und als Nachbereitung einer Ausgrabung im Jahre 1984“ (S. IX), die von Marburger Studenten der Kunstgeschichte durchgeführt wurde. Ziel des Bandes ist es, die Baugeschichte der großen Kirche von Rodheim in der Wetterau darzustellen.

Dabei stehen natürlich archäologische und kunsthistorische Aspekte im Vordergrund der Betrachtung. Flankierend werden aber auch Siedlungs- und Territorialgeschichte sowie Gottesdienst und Gemeindeleben in Rodheim erörtert. Das neuentdeckte Rodheimer Pfarreibuch aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und die Liste der vorreformatorischen Rodheimer Pfarrer finden sich im Anhang. Leider fehlt die entsprechende Liste der evangelischen Pfarrer nach der Reformation.

Erwähnenswert sind auch der ausführliche Grabungsbericht mit dem gezeichneten Plan der Ausgrabung und die Ausführungen von Markus Grossbach über den Rodheimer Friedhof, der in Teilbereichen ausgegraben wurde, sowie die von Dirk Loyal vorgelegten Untersuchungen der aufgefundenen mittelalterlichen Bodenfliesen der Kirche.

Die besonderen Verdienste des Herausgebers und der Verfasser der einzelnen Kapitel des Buches liegen in der Einordnung der Forschungsergebnisse in den Gesamtzusammenhang des „reli-



giösen, politischen und sozialen Lebens von Rodheim“ (S. XV). Für Hessen gibt es bisher nur wenige Publikationen, die in einem weitgespannten Rahmen eine Fülle von wissenschaftlich fundierten Detailkenntnissen über Kirchenbauten in kleineren Orten übermitteln.

Das beigefügte umfangreiche Literaturverzeichnis weist u. a. hin auf andere baugeschichtliche Untersuchungen zu dörflichen Sakralbauten im südlichen wie im nördlichen Hessen.

Man wünscht dem Buch viele Leser, vor allem in und um Rodheim, aber auch überregional, weil methodisch und inhaltlich wertvolle Anstöße gegeben werden, die auch in anderen Zusammenhängen fruchtbar sein können.

Jochen Desel

Desel, Jochen: Hugenottenkirchen in Hessen-Kassel. Bad Karlshafen: Verlag des Deutschen Hugenotten-Vereins 1992, 112 S., zahlr. Abb., 1 Kartenskizze.

Das vorliegende Buch stellt die Hugenotten- und Waldenserkirchen in der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Kassel vor. Der Verfasser, der rührige Vorsitzende des Deutschen Hugenotten-Vereins, knüpft damit an seinen Beitrag im Jahrbuch des Landkreises Kassel 1985 an, der den Hugenotten- und Waldenserkirchen in Stadt und Landkreis Kassel gewidmet war. Das Buch wendet sich an eine breitere Öffentlichkeit, der die Kirchen im nördlichen Hessen „als beachtenswerte bauliche Kleinodien vorgestellt“ werden sollen.

Ein einleitender Überblick stellt die Gemeinsamkeiten des „hugenottische(n) Kirchenbau(s) in Frankreich und im deutschen Refuge“ heraus. Wie in Frankreich entstanden auch in Hessen meist schlichte Saalbauten, in denen ein Abendmahlstisch an die Stelle des Altars trat. Die Übertragung des französischen Baugedankens verband sich mit der Übernahme der traditionellen hessischen Fachwerkbauweise. Während in einigen Kolonien bereits wenige Jahre nach der Flucht mit dem Kirchbau begonnen wurde (Karlskirche Kassel 1698, Carlsdorf 1699), mußten andere Orte länger auf den Bau ihrer Gotteshäuser warten. In kleineren Ansiedlungen kam es aus finanziellen Gründen mehrfach zum Bau von „Mehrzweckbauten“, in denen Kirche und Schule oder Pfarrhaus zusammengefaßt wurden.

Die Beschreibungen der einzelnen Kirchen enthalten knappe Angaben über die Entstehung der jeweiligen Kolonie, die Baugeschichte und die heutige Ausstattung der Kirchen. Besonders aufgelistet werden französische und lateinische Inschriften mit deutscher Übersetzung. Die Texte werden ergänzt durch überwiegend farbige Fotos, die Außenansicht, z. T. Innenansicht (meist Kanzel und Abendmahlstisch), interessante Bauformen und Ausstattungsgegenstände zeigen. Den beigefügten Grundrißskizzen fehlt leider eine Maßstabsangabe. Der Begriff „Hugenottenkirche“ wird in dem vorliegenden Band recht weit gefaßt. Aufgenommen werden auch mittelalterliche Kirchen, die für hugenottische Gottesdienste genutzt wurden (Neustädter Kirche Hofgeismar, Johanniterkirche Wiesenfeld), und Kirchen, die im 19. Jahrhundert an der Stelle von Kirchen der Einwanderungszeit erbaut wurden (Schwabendorf, Hertingshausen, Gethsemane). Auch die 1962 eingeweihte Stefanuskirche in Bad Karlshafen ist in das Buch aufgenommen.

Da das Buch zahlreiche Leser zu Besichtigungen der Kirchen anregen dürfte, ist es bedauerlich, daß Angaben über Öffnungszeiten bzw. die Aufbewahrung der Kirchenschlüssel fehlen.

Eberhard Mey

Weishaupt, Jürgen: Fachwerkbuntes Hessen. Marburg: Hitzeroth 1992. 266 S., 142 Abb., davon 34 in Farbe. DM 44,—.

Der Kasseler Redakteur und Sachbuchautor Jürgen Weishaupt, bekannt geworden durch seine Biographie über die *Märchenbrüder* Grimm, wird mit diesem gut lesbaren Band über die hessische Fachwerklandschaft sicherlich viele Leser erreichen. Er wird diese durch seine interessanten oder amüsanten Geschichten auf denkmalgeschützte Holzbauten (unter Kapiteln wie *Gast- und Hochzeitshäuser*; *Ackerbürgerhäuser*; *Fachwerkkirchen — besonderer Schatz in unserer Landschaft* (!); *Ellerhäuser*; *In Einsamkeit und stiller Ruh* ...) neugierig machen.

Umfangreiche Bildnach- und Literaturhinweise erwecken den Eindruck auch sauberer wissenschaftlicher Arbeit. Betrachtet man jedoch das Glossar, so findet man viele satzgleiche, vereinzelt mit Druckfehlern angereicherte ältere Fachdefinitionen von Prof. G. Binding (Universität Köln) u. a. wieder, die seit einem WTZ-Projekt zur Fachterminologie für den historischen Holzbau längst





Rathaus und Stadtkirche Grebenstein (Zeichnung Prof. Karl Heinz Zapf, Kassel)

vereinheitlicht wurden. So zeigt der Autor in seiner Skizze S. 21 („Querschnitt Fachwerkhaus“) einen *Bundbalken*, der wohl ein *Rähm* sein soll und ein *Kopfband*, das im Glossar richtig als ein *Winkelholz* bezeichnet wird. Im folgenden werden sog. *Schwellen* ... abenteuerlicherweise *aus schweren Eichenbohlen* erstellt, wie es auch dem vorgenannten Rähm (*Rahmen*) ergeht; die „Fächer“ entstehen aus *gespaltenen Ästen oder Ruten, die mit Lehm bestrichen (!)* sind, und giebelständige Häuser werden zu gotischen *Giebelhäusern*, – was man allerdings bei Laien öfter erfahren kann.

Gebietsfremde können beispielsweise im wichtigen Beitrag zu den Fachwerkkirchen (S. 184) den Eindruck gewinnen, daß sich *zwischen Kassel und Bad Karlshafen ... das größte zusammenhängende ehemalige Siedlungsgebiet der Hugenotten in Deutschland ... mit 21 Orten (!)*, die neugegründet wurden, befände.

Alles in allem ein schöner Band mit größeren Schwächen, die in einer zweiten Auflage unbedingt beseitigt werden müssen!

Siegfried Lotze

Botte, Karl Werner: *Fachwerkhäuser in Grebenstein*. Grebenstein: Selbstverlag Grebenstein (sic!) 1992, 136 S. (davon 6 paginiert, aber leer). Broschur (Band 5 der Reihe „Burg und Stadt Grebenstein“).

Der hier anzuzeigende Band über die „*Fachwerkhäuser in Grebenstein*“ ist einzigartig – erfreulicherweise!

Ich schicke vorweg, daß er zu einer weit größeren Zahl kritischer Anmerkungen Anlaß gäbe, als ich je in anderthalb Jahrzehnten heimatgeschichtlichen und denkmalpflegerischen Engagements zu einer anderen Publikation vorzubringen hatte. Der Band, der ein wesentlicher Beitrag hätte sein können zur Korrektur der *Denkmaltopographie Kreis Kassel I 1988* (mit der er die direkte Auseinandersetzung scheut; verschiedene Jahreszahlen z.B. hätten das eigentlich nahegelegt) ist in einem so erstaunlichen Maße selbst fehlerhaft, daß kritische Anmerkungen nur in Auswahl vorgebracht werden können.

Für das auffällig unregelmäßige Druckbild zeichnet Jürgen Oberbeck, Calden, verantwortlich; eine Erklärung für hundertfach unmotiviert, die Lesbarkeit entscheidend beeinträchtigende, inhaltlich oft genug irreführende Sperrungen fehlt. Laienarbeit trotz Qualitätspapier?



Eine Danksagungstafel (S. 129) erlaubt es dem Leser, für nahezu jeden Mangel der Publikation auch einen Schuldigen zu finden; des Autors eigener Anteil am Werk bleibt vage, seiner abschließenden Bitte um Nachsicht kann nicht gefolgt werden, auch wenn er mit unfreiwilligem Humor fordert: „Irrtümer ... bitte ich direkt an mich weiterzuleiten“ (S. 131). Diese stilistische Kostprobe steht hier für viele haarsträubende Konstruktionen ähnlicher Art; angesichts der „in der Stadtverwaltung (!) sitzenden Parteien“ (S. 118) ist mancher kommunalpolitisch interessierte Bürger sicher sprachlos. Der S. 129 an den Korrekturleser H. A. abgestattete Dank ist völlig unbegründet – ihm sind besonders viele Fehler aller Art durchgeschlüpft.

Besonders bedenklich sind die Mängel des in sich indiskutablen und hinsichtlich der Systematik unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten völlig außerhalb aller Norm liegenden Literaturverzeichnisses.

Wer sich wie Botte „in den vergangenen Jahren“ bzw. „in den letzten Jahren“ (so W. Tölle für den herausgebenden Verein im Vorwort. Schon hier werden allerdings – ein negatives Omen – die Begriffe „Gebäude“ und „Fachwerkhäuser“ synonym gebraucht; außerdem sollte man sich vielleicht auf den richtigen Vereinsnamen einigen, vgl. S. 4 u. 6) mit den Fachwerkhäusern einer übersehbaren Kleinstadt befaßt hat, dem dürften z. B. zahllose Fehlesarten bei den Fachwerkhausinschriften nicht unterlaufen; noch weniger ist es erlaubt, auch dafür einen Dritten verantwortlich zu machen (A. H. „der für mich die meisten Inschriften im Jahre 1987 fotografiert und ausgewertet hat“).

Gerade dort also, wo die lokale Forschung über Jahrzehnte hin gültige Ergebnisse beisteuern könnte, versagt der hier angezeigte Band völlig und macht exemplarisch die tiefe Skepsis verständlich, die von Seiten der Wissenschaft (Universitäten) örtlichen Aktivitäten immer entgegengebracht wird.

Daß das Lesen alter Balkeninschriften (zumal wenn das Holz spröde, gerissen, oft mehrfach übermalt, teilweise oder ganz versetzt, gelegentlich fehlerhaft „lesbar“ gemacht ist usf.) seine Probleme hat, soll nicht bestritten werden. Dennoch sind dutzende Beispiele für eine „normalisierte“ oder aber ganz verballhornte Rechtschreibung (*Feuer* statt gut lesbar *Feur*, und statt richtig *uns*, *di–die* (lat.), *in dennen–darinnen*, *Wetzel–Weczel*, *Wohnung–Wonung*, *ne Ewigkeit–in Ewigkeit*, *dieß–diß*, *wil–will*, *vertrtauet–vertrauet*, *widergebauet–widererbauet* usf. usf.) ebenso wenig entschuldbar wie sinnentstellende Auslassungen oder Hinzufügungen (vgl. Häuser Hochzeitsberg 5, Markt 2 u. a.) oder die in sehr verschiedener und meist irreführender Weise vollzogene „Auflösung“ (oder aber dessen Auslassung) des Ordinalzahlen-Suffixes „ten“. Die völlig unsystematische Benennung/Auslassung zur Inschrift zu zählender Balkenzier stört; unverzeihlich sind aber die innerhalb der angeblich original wiedergegebenen Inschriften mitvermerkten Erklärungen eines Bearbeiters (z. B. die Auflösungen römischer Jahreszahlen S. 35, S. 37; der ausführliche Hinweis auf eine Hausmarke S. 42 oder die Kürzelerläuterung *Psalm 127*, S. 91 usf.). In Einzelfällen widerlegen übrigens die beigegebenen Fotos z. B. von Inschriften die textlichen Darstellungen (vgl. z. B. S. 28).

Den nur schwer lesbaren, weil mit zahlreichen Stileigentümlichkeiten durchsetzten Einführungstext hätte dringend ein Fachmann durchsehen sollen; auch auf eine Beratung z. B. durch den Hessischen Museumsverband wurde zum Schaden der Veröffentlichung verzichtet. Diese Rücksprachen blieben aber nach meinen Recherchen ebenso aus wie die Einbeziehung der Sammlungen und Archive verschiedener Nachbarmuseen (die auf diesem Gebiet z. T. Hervorragendes leisten). Restlos unbegreiflich ist es, daß Verfasser wie Herausgeber es versäumten, eine anhand von über 1200 Fotos innerhalb weniger Monate 1979/80 durch M. Wolff, Calden, erstellte und in der Hand der Stadtverwaltung befindliche Gesamtaufnahme der Innenstadt Grebensteins auch nur als Vergleich heranzuziehen. (Eine Doublette der Fotoserie existiert lt. Rückfrage auch im Stadtmuseum Hofgeismar, aus dessen Arbeit die fotografische Gesamterfassung der beiden Nachbarstädte damals hervorging.)

Warum bin ich auf diese kleine Schrift so ausführlich eingegangen, obwohl die in zwei Wörter gefaßte Empfehlung „Einstampfen! Makulatur!“ möglicherweise ausgereicht hätte? Eine Arbeit wie diese bindet / blockiert Gelder und beeinträchtigt die Forschung; sie erzieht zu Oberflächlichkeit und Halbwissen; sie ignoriert, ja verleugnet (s. die Ausführungen zum Leck'schen Haus) die Leistungen anderer und spricht (als Publikation eines Museumsfördervereins!) jeder musealen Zusammenarbeit Hohn.

Die wunderschöne und weit über die engeren Grenzen der Region hinaus bekannte Fachwerkstadt Grebenstein hätte wahrlich eine angemessenere Würdigung ihres Reichtums verdient.

Auf meinem Schreibtisch liegt – neben der inhaltlich überzeugenden Lippoldsberger Museumsschrift „Bouen uppen Dörpe“ (1986) – auch Wolfgang Halfars ausgezeichnetes Buch über das Wolfhager Fachwerk (1993), doch die räumliche Enge in meinem Arbeitszimmer trägt: Zwischen diesen Bänden und der Grebensteiner Schrift liegen Welten, oder sollte ich sagen: unüberbrückbare Abgründe.

Klaus-Peter Lange





Die fachwerkgeprägte Stadt Wolfhagen (Zeichnung Prof. Karl Heinz Zapf, Kassel, 1991)

Halfar, Wolfgang: Geschichte des Hauses und der Fachwerkarchitektur in der Region Wolfhagen. Wolfhagen 1993, 320 S., dazu 12 Farbseiten, 198 sw-Abb., DM 67,— (= Schriften des Regionalmuseums Wolfhagen, Reihe Forschungen, Bd. 5) (ISBN 3-924219-12-5).

Seit Anfang des Jahres liegt eine in ihrer Art bisher einzigartige Monographie über eine besonders interessante Hauslandschaft Nordhessens, das Wolfhager Land, in Form eines großformatigen, reich bebilderten Bandes vor. Der Autor, Leiter des Regionalmuseums Wolfhagen, über viele Jahre Kunsterzieher am dortigen Gymnasium und Dozent für Baugeschichte an der Bundesfachschule des Deutschen Zimmerhandwerks in Kassel, breitet hier das Ergebnis seiner etwa zwanzigjährigen Forschungstätigkeit auf dieser Spezialstrecke der Baugeschichte sowie Volkskunde aus und handelt das Thema in einer klaren, logisch sich ergebenden Systematik ab. Man spürt darüber hinaus vom Anfang bis zum Ende eine Begeisterung des Verf. für den behandelten Gegenstand.

Im Vorwort beklagt Verf. das Forschungsdefizit, legt seinen „Zugang“ zu der Thematik dar und zeigt auf, in welchem Maße die Museumsarbeit, insbesondere die Einrichtung einer hauskundlichen- sowie einer Abteilung für das Zimmerhandwerk im Wolfhager Museum die vorliegende Arbeit angeregt bzw. ausgelöst haben: „Die Arbeit will die Geschichte des Hauses unter besonderer Berücksichtigung der Fachwerkarchitektur im Wolfhager Land darstellen“ (S. 11).

Nach einer kurzen Geschichte der Hausforschung, die kursorisch den gesamten mitteleuropäischen Raum umfaßt, klärt Verf. seinen Untersuchungsraum und zeigt die Historie dieses Raumes auf. Sodann behandelt Halfar die Topographie der Siedlungen und die hier belegbaren Siedlungsstrukturen.

Er differenziert beim Dorf, indem er den vielfach vereinzelt an Bachläufen gelegenen Mühlen sowie den Kolonien des 18. Jahrhunderts jeweils eigene Abschnitte widmet, und behandelt die einzelnen (Land-) Städte (Naumburg, Wolfhagen, Volkmarsen, Zierenberg, Stadtwüstung Landsberg).

Ein knappes, doch bemerkenswertes Kapitel ist dem Baumaterial und seiner Abhängigkeit von der Landschaft gewidmet, ein nur selten berücksichtigter Aspekt in der regionalen Hausforschung. Der älteste erhaltene Hausbau ist der mittelalterliche Steinbau; diesen handelt Verf. in einem langen, erschöpfenden Kapitel ab (S. 37-57). Es ist ein seltener Glücksfall, daß die behandelte Region noch einen stattlichen Bestand an mittelalterlichen sog. Steinwerken in den Städten besitzt, die hier erschöpfend – und über die Angaben in dem Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wolfhagen, das 1937 erschienen ist, hinausgehend – dargestellt werden. Dabei verdienen die –



auch im Detail – wiedergegebenen Gewölbekeller, häufig mehrteilig und gelegentlich mit bemerkenswerten Stützen ausgestaltet, eine besondere Beachtung. Erscheinungsbild, Typologie, Datierung und Nutzung der Steinwerke werden abgehandelt; Unterschiede zwischen Steinwerk und Steinhaus herausgearbeitet. Ab S. 58 wird das zentrale Thema, der Fachwerkbau, behandelt. Zunächst geht es um die Entwicklung des Fachwerkbaus vom Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg. Bevor Verf. auf „Das Fachwerkhaus der Region Wolfhagen bis 1530“ eingeht, handelt er auf 17 Seiten die Grundzüge der Entwicklung des städtischen und dörflichen Fachwerkhauses ab, indem er den Forschungsstand referiert und Grundsätzliches zur Thematik, vor allem im Bereich der Hausentwicklung, zusammenfaßt.

Hier hätte vielleicht stärker komprimiert werden und auf die entsprechende Literatur verwiesen werden können. Da Verf. dem Leser ein umfangreiches Literaturstudium ersparen wollte, holt er selbst so weit aus.

Der Insider ist nach diesem Vorspann keineswegs überrascht, daß das spezielle Kapitel „Das Fachwerkhaus der Region Wolfhagen bis 1530“ nur knapp acht Seiten umfaßt: es hat sich in dem behandelten Gebiet nur ganz wenig als Fachwerkbau aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg erhalten. Auch hier wird der Versuch der Ein- bzw. Zuordnung zu benachbarten Hauslandschaften unternommen. Im umfangreichsten Kapitel des Buches geht es (ab S. 83) um „Haus und Fachwerkbau nach dem Dreißigjährigen Krieg in der Region Wolfhagen“. Zunächst wird das städtische Haus behandelt. Der Steinbau spielt nur noch eine ganz untergeordnete Rolle in den Städten. Vor der Behandlung der Ackerbürgerhäuser wird das Wolfhager Rathaus erschöpfend vorgestellt. Der bestimmende Haustyp ist das Niederdeutsche Längsdielenhaus in seiner spezifischen Form des Diemellandgebietes. Wandgerüst, Dachwerk und Raumstruktur werden in ihrer Weiterentwicklung untersucht und exemplarisch mit Fotos und Grundrissen belegt. Die Variationen und Abweichungen des Haustyps werden aufgezeigt und Gründe dafür im funktionalen Kontext verdeutlicht. Es geht vor allem um das zwei- und dreizonige Längsdielenhaus, das Mittelflur-Dielenhaus, das Mittellängsflur-, Erndielen- und Ernhaus und weitere vielfältige Mischtypen.

Die Wahl des Haustyps ist primär von den Nutzungsvorgaben abhängig.

Halfar konstatiert überzeugend: „Nieder- und mitteldeutsche Hauskultur durchdrangen sich im 18. Jahrhundert in vielgestaltiger Weise. Der bislang rein oder vorwiegend niederdeutsch geprägte Aufriß der Städte der Region wurde einem sichtbaren Wandel unterworfen“ (S. 107).

Ab S. 107 steht der Fachwerkbau auf dem Lande im Mittelpunkt; hier treten Längs- und Querdielenhäuser nebeneinander, einschließlich verschiedener Variationen, auf. Der Blick geht vom Einhaus zu mehrteiligen, mitteldeutsch determinierten Anlagen.

Im Süden des Untersuchungsgebiets tritt verstärkt das mitteldeutsch bestimmte Haus bzw. die mitteldeutsch bestimmte Hofanlage auf; mitteldeutscher Einfluß gewinnt an Bedeutung und breitet sich nach Norden aus, während die südlichsten Varianten des niederdeutschen Hallenhauses sich auf dem Rückzug befinden. Ein kleines Kapitel wird dem Kolonistenhaus des 18. Jahrhunderts gewidmet, das einen einheitlichen Haustyp repräsentiert.

Äußerst verdienstvoll sind die folgenden Kapitel, die sich mit Einzelementen des Hauses befassen: Themen sind hier das Dach, die Wand, die Farbigkeit der Wand, Fenster, Türen, Tore; vor allem letztere zeigen eine ungemeine Vielfalt und eine Variationsbreite (die durch eine Menge beigegebener Fotos belegt wird). Vor allem die in dem Kapitel „Zur äußeren Auszier des Hauses“ behandelten Details wie Wetterfahnen, Ausleger und Zierformen am Steinbau werden selten im Zusammenhang mit dem Hausbau behandelt. Demgegenüber widmet sich das Kapitel „Gestaltung und Schmuck am Fachwerkbau“ (S. 132 ff.) gewissermaßen einem klassischen Thema der Fachwerkforschung. Nach der Klärung der Entwicklung und Ausformung der verschiedenen Gerüstformen liegt es nahe, deren Auszier und Schmuckformen zu untersuchen; dieses reich illustrierte Kapitel streift die Frage, ob einigen der Zierformen auch ein Symbolwert beigemessen werden kann; sie werden grundsätzlich bejaht, dabei einige allgemein bekannte Beispiele angeführt, doch hütet sich der Verfasser vor mythologischen Interpretationen, die leider immer wieder in der populären Literatur vorgenommen werden. Auch den Hausinschriften wird ein anschauliches Kapitel gewidmet.

Sehr erfreulich ist das vorletzte Kapitel des Buches, das „Zeugnisse der Baustruktur und der Sachkultur aus dem Innenbereich des Hauses“ behandelt. Dabei geht es um Wandbehandlung, Decken und Fußböden, Treppen und Treppenhäuser, (Innen-) Türen, Beckensteine, Küchenausgüsse, Ofensteine, Bäder und Aborte. Probleme der Hygienegeschichte werden in der hauskundlichen Fachliteratur nur selten wie hier tangiert. Den Abschluß des analytischen Teils des Buches bildet ein Ausblick auf das 19. und 20. Jahrhundert mit bemerkenswerten, z. T. recht eigenwilligen Sichtweisen bzw. Einschätzungen, die jedoch sehr anregend sind.

Die letzten rund fünfzig Seiten nimmt eine Dokumentation ein, die Keller, Wohnhäuser, Nebengebäude und bemerkenswerte Einzelheiten umfaßt. Ein Teil der Keller-Dokumentation



(10 ausgewählte Beispiele) wurde von Dipl.-Ing. Elmar Nolte, Kassel, 1990 verfaßt und mit Anmerkungen vom Verf. ergänzt.

Den Abschluß bildet eine umfangreiche Bibliographie.

Zusammenfassend ist zu konstatieren, daß hier eine beispielgebende, ja richtungsweisende Monographie über eine interessante Hauslandschaft vorgelegt wird, die man sich in ähnlicher Form auch für andere hessische Hauslandschaften wünschen möchte. Der „Halfar“ als Handbuch für das Fachwerk im nordwestlichen Teil des ehemaligen Kurhessen dürfte für lange Zeit Bestand behalten. Die gelegentlich zu weiten Ausgriffe sind zumindest für den Laien sehr hilfreich. Sie verstehen sich auch als Ergänzungen zur exzellenten Spezialausstellung im Wolfhagener Museum, die Wolfgang Halfar aufgebaut und gestaltet hat.

Die Zusammenfassungen nach jedem Kapitel sind zur schnellen Orientierung und die Darlegung des derzeitigen Forschungsstandes wohl für jedermann sehr willkommen. Das Buch ist hinreichend mit sw-Fotos illustriert, deren Qualität überwiegend als gut zu bezeichnen ist; etwa in der Buchmitte befindet sich ein Block von 12 Tafeln mit Farbfotos, die unseren Sehgewohnheiten entgegenkommen.

Nach diesen Ausführungen braucht eigentlich nicht mehr besonders auf die Qualität des Buches hingewiesen werden; Wolfgang Halfar ist mit dieser Arbeit ein „großer Wurf“ gelungen!

*Gerhard Seib*

## Sozialgeschichte

Bintzer, Karl-Heinz: Die Eschweger Lohgerber. Leder aus Eschwege. Aus der Geschichte eines untergegangenen Handwerks. Eschwege: Geschichtsverein Eschwege 1992, 180 S., zahlr. Abb. i. T.

Die vorliegende Arbeit behandelt die Geschichte der Lohgerber, die in Wirtschaft und Gewerbe Eschweges lange Zeit eine zentrale Stellung eingenommen haben. Diesem Tatbestand trägt die Errichtung einer bronzenen Lohgerberfigur auf der Brunnenanlage am unteren Stad 1989 Rechnung. Dank der Heranziehung ungedruckter Quellen aus dem Eschweger Archiv und dem Staatsarchiv Marburg werden viele bisher unbekannte Fakten und Zusammenhänge vermittelt.

Am Anfang steht die Betrachtung der Löberzunft, deren Gründung sich allerdings anhand der Quellen nicht datieren läßt. Vermutlich fällt diese in das ausgehende 13. Jahrhundert, in dem die Gerichtsbarkeit vom Kloster auf die Stadt wechselte und der Rat für die Kontrolle der städtischen Ordnung verantwortlich wurde. Bekannt ist dagegen, daß 1446 die Eschweger Löber, die damals noch mit den Schuhmachern in einer Zunft vereinigt waren, ihren von Landgraf Hermann dem Gelehrten eingezogenen Zunftbrief von dessen Nachfolger Ludwig I. zurückerhielten. Erst 1630 erfolgte die zunftmäßige Trennung der Schuhmacher und Löber in Eschwege. Letztere erhielten nun ihre eigene Ordnung, die sich stark an die bisherigen gemeinsamen Zunftbriefe aus den Jahren 1446, 1573 und 1593 anlehnte. Nach Aussage des Löberbriefes schlichtete der Obermeister Streitigkeiten zwischen Meistern und Knechten, mußten alle Löber zu den Versammlungen erscheinen und das Handwerk fördern, durfte Loh aus der Handwerksmühle nicht weiterverkauft werden und war es den Meistern verboten, in zwei Werkstätten Leder zu gerben.

Zu den sozialen und moralischen Verpflichtungen der Zunft gehörten die Unterstützung durchreisender Gesellen aus der Zunftkasse, die Zahlung von Armengeldern an in Not geratene Mitglieder der Zunft und die Teilnahme am Begräbnis eines Zünftigen. Immer wieder stritten sich die Löber und Schuhmacher um das Recht des Lederhandels, wozu noch die Konkurrenz seitens der Juden kam, denen die Landesherrschaft 1739 den Handel mit Leder gestattet hatte. Die vom Verf. vertretene These, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts habe die sich anbahnende Liberalisierung des Handels die Regierung in Kassel zu einer freizügigeren Wirtschaftspolitik über die Amts- und Landesgrenze hinaus veranlaßt, ist insofern zu modifizieren, als erst durch den 1831 erfolgten Beitritt Kurhessens zu dem von Preußen geführten Zollbund, aus dem 1834 der Deutsche Zollverein hervorging, die Zollschränken wirklich fielen. Bis dahin rissen Handelskonflikte der Eschweger Gerber mit außerhessischen Orten, u. a. der thüringischen Stadt Mühlhausen, nicht ab, was der Verf. an zahlreichen Belegen deutlich macht. Als in der napoleonischen Zeit eine Kontinentalsperre über die deutschen Häfen verhängt wurde, bekam das auch der erste Eschweger Lederfabrikant, Kommerzienrat Gebhard, zu spüren, dessen vom spanischen Cadix bezogene Häute in Bremen beschlagnahmt wurden. An der Spitzenstellung des Eschweger Leders hatte Eobanus Gleim großen Anteil. Er hatte in den Niederlanden ein neues Gerbverfahren kennengelernt und setzte dieses zum Wohle des Handwerks und der Stadt durch.



Der folgende Abschnitt schildert den Prozeß des Gerbverfahrens, das mit der Wässerung der gesalzenen und verunreinigten Felle und Häute begann. Der zweite Schritt war das Äschen in den mit Kalkmilch gefüllten Äschergruben. Darauf folgte das Enthaaren der Häute mit dem leicht geschwungenen stumpfen Haar- oder Streicheisen auf dem Haar- oder Scherbaum. Die entfernten Haare wurden kurzerhand in den Flußarm, die Haarlache, geworfen, und erst später zwang ein Verbot die Gerber, die Haare zu sammeln und an die Polstereien zu verkaufen. Nach der anschließenden Säuberung der Fleischseite stand nun die fast schneeweiße Haut, die sog. *Blöße*, für den eigentlichen Gerbvorgang bereit. In dieser Phase des Gerbprozesses wurden die geöffneten Fasern des Haut- und Fellgewebes mit Hilfe der aus der Baumrinde gewonnenen Gallussäure gehärtet und vor Fäulnis geschützt. Nach dem Aufquellen der Häute fand die Umsetzung in wasserdichte Gruben, die *Böten*, statt, die mit Lohe bedeckt wurden. Daran schlossen sich das Trocknen des Leders und für die Dauer von drei Wochen eine Lagerung unter mit Steinen beschwerten Brettern an. Erst wenn ein auf die Haarseite des Felles oder der Haut geträufelter Wassertropfen seine Form behielt, hatte das Leder seine Güteprüfung bestanden. Demgegenüber verzichtete das niederländische Gerbverfahren auf die Grubengärung und überließ die Häute einer natürlichen Wärmegärung, indem Häute und Felle in Stapeln fest zusammengepreßt wurden. Das notwendige Aufschwellen des Hautgewebes erreichten die Niederländer in den sog. *Farben*, indem sie die entfleischten Häute mehrere Wochen lang zehn bis zwölf Gruben durchlaufen ließen, die mit Lohbrühe gefüllt waren. Im folgenden skizziert der Verf. die Erzeugung der Lohe aus Eichenschälrrinde. Weil die Kapazität der heimischen Wälder nicht ausreichte, mußte auf Importe aus anderen Gegenden Deutschlands und aus dem Ausland, u. a. Frankreich und Ungarn, zurückgegriffen werden.

Ein eigenes Kapitel ist den Eschweger Gerbern und dem Zollverein gewidmet. Das Fallen der Zollschränken verschaffte ihnen Zugang zu anderen Märkten und Messen, u. a. in Leipzig. Zur Feststellung des Verf., das Großherzogtum und das Kurfürstentum Hessen seien Vorreiter für die Beseitigung der Zollschränken gewesen, ist anzumerken, daß zwar Hessen-Darmstadt durch seinen 1828 mit Preußen geschlossenen Vertrag dafür die Voraussetzungen geboten hatte, Hessen-Kassel dagegen dem von Metternich unterstützten Mitteldeutschen Handelsverein beigetreten war und erst 1831 *nolens volens* die Schwenkung zum preußischen Zollbund vollzogen hatte.

Die Ausführungen über Lehrlinge, Gesellen und Meister beleuchten die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Wandel der Zeiten. Lehrlinge mußten ehelich geboren sein, in der Regel drei Jahre lernen und sich danach der Lossprechung durch die Obermeister unterziehen. Meister konnte nur werden, wer in Eschwege geboren war und eine mehrjährige Wanderschaft als Geselle abgeleistet hatte. 1573 bestand das Meisterstück neben der obligatorischen Anfertigung eines Ledereimers aus dem Gerben von je zehn Kalb-, Bock- und Schaffellen.

Des weiteren behandelt der Verf. das Abwasser- und andere Umweltprobleme, die in der Eschweger Vorstadt wohnenden Gerber und den am Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden Niedergang der Eschweger Lederindustrie, der vor allem von den gewandelten wirtschaftlichen Verhältnissen im neuen Deutschen Reich mit seiner Schutzzollpolitik verursacht wurde. Beiträge über bedeutende Eschweger Gerbereien, wie die von *Schorsche Brill* aus der *Wall-Street*, *Gustav Schäfer* und *Johannes Döhle* sowie die Lederfabrik *Rudolf Brill* in der Vorstadt runden den Band ab, den im Anhang eine Statistik der Eschweger Gerber von 1885, der Zunftbrief der Eschweger Löber aus dem Jahre 1763 und Auszüge aus einem Gesellenwanderbuch des 19. Jahrhunderts ergänzen.

Stefan Hartmann

Auerbach, Inge: Auswanderung aus Kurhessen. Nach Osten oder Westen? Marburg 1993, 400 S. (Schriften des hessischen Staatsarchivs Marburg).

Migration ist in den letzten Jahren immer mehr in den Blickpunkt wissenschaftlichen Interesses gerückt, zumal Wanderungsbewegungen aufgrund sozialer Mißstände oder zur Flucht aus Krisengebieten auch gegenwärtig nichts an Aktualität verloren haben.

Die Auswanderung aus den hessischen Landesteilen war im 18. Jahrhundert von ihrem Umfang her noch gering, und ihre Ziele dabei schwerpunktmäßig noch andere als im 19. Jahrhundert, als sie zu einer Massenbewegung vor allem nach Nordamerika wurde (aus Kurhessen gaben 90 % der Auswanderer als Ziel Amerika an).

Der vorliegende Band zur „Auswanderung aus Kurhessen. Nach Osten oder Westen?“ ist im wesentlichen auf der Grundlage der im Staatsarchiv Marburg erstellten HES AUS-Datei zur hessischen Auswanderung seit dem 18. Jahrhundert entstanden. Einige Teile sind in anderer Form schon als Aufsätze erschienen. In chronologischer Abfolge wird, zumeist exemplifiziert an ausgesuchten Regionen, der Prozeß der Auswanderung aus Hessen-Kassel im 18. und 19. Jahrhundert aufgezeigt.



Das Ziel der Autorin ist es, Einblicke in die Geschichte der Auswanderung aus Kurhessen zu geben. Sie will „Strukturen freilegen“, die zu Auswanderungen aus diesem Gebiet geführt haben, „die Faktoren ermitteln, die bei der Wahl bestimmter Auswanderungsziele ausschlaggebend gewesen sind“ und „Umbrüche im Migrationsverhalten untersuchen“. Dabei werden die Zielländer und ihre Bevölkerungspolitik in die Analyse miteinbezogen. Aufgrund einer Vielzahl von Auswanderern, die zur Veranschaulichung insbesondere in den Anmerkungen benannt werden, erscheint Auswanderung nunmehr nicht als ein abstraktes Phänomen, sondern als die von Einzelschicksalen getragene sozialgeschichtliche Bewegung, die sie aus unterschiedlichen Motiven heraus gewesen ist.

Die Autorin beginnt mit der frühen und sozial motivierten Auswanderung nach Südosteuropa aus dem Fuldaer Raum im 18. Jahrhundert, deren Ursache wohl vordringlich in den strikten Heiratsbeschränkungen zu suchen ist, die von der Regierung zur Verhinderung einer Zunahme der Armen erlassen worden waren. Es folgt Hessen-Kassels Auswanderungspolitik im 18. Jahrhundert, die das Verbot der Auswanderung mit einer umfassenden Kontrolle, wie z. B. der Werbung, aber auch sozialpolitischer Maßnahmen durchzusetzen versuchte, wie das Beispiel über die Migration aus Hessen-Hanau nach Ungarn verdeutlicht. Es folgt ein Kapitel über die Berufschancen als Motiv für die Auswanderung in die amerikanischen Kolonien im 18. Jahrhundert. Wirtschaftliche Not und die Vorstellungen von einer attraktiven Alternative in Amerika, nicht zuletzt vermittelt durch hessische Soldaten aus dem Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, die sich nach Beendigung des Krieges vielfach selbst dort angesiedelt hatten, lagen dieser Emigration zugrunde. Auch für die Rußlandauswanderung im 19. Jahrhundert wird nachgewiesen, daß sie sich zum großen Teil aus ehemaligen Gefangenen des Napoleonischen Feldzugs rekrutierte, zumal sich die kurhessische Regierung nicht konsequent um deren Rückführung bemüht hatte. Rußland und Ungarn haben darüber hinaus eine aktive Siedlungspolitik betrieben. Im Kapitel über die Wirkung des Amerika-bildes auf hessische Einwanderer wird festgestellt, daß mit Blick auf potentielle Auswanderer dem Auswandererbrief die Hauptwerbefunktion vor öffentlichen Anzeigen zukam.

Besonders hervorzuheben ist der Teil über die Auswanderung aus Kurhessen 1832–1866, in dem vielfältige Aspekte von Emigration herausgearbeitet werden: die zugrundeliegenden sozial- und bevölkerungsgeschichtlichen Faktoren, die administrativen Bestimmungen der Regierung, die soziale Zusammensetzung der Auswanderung sowie auch Maßnahmen zur Organisation und Fürsorge sowohl von Auswandernden als auch den Zurückgebliebenen. Deutlich wird, daß die Motive zur Auswanderung vielschichtig und dabei abhängig sind vom Wirken der abstoßenden und anziehenden Kräfte (*push-* und *pull-Faktoren*) in Heimat- und Zielland. Den Schlußpunkt der Untersuchung bildet die Abenteuerlust als Auswanderungsgrund, der Hessen in nahezu alle Teile der Welt lockte und bei den Zurückgebliebenen oft falsche Hoffnungen auf eine große Erbschaft weckte.

Insgesamt vermittelt die Studie auf der Grundlage zahlreicher Quellen fundierte Kenntnisse über vielfältige Aspekte in der Geschichte der Auswanderung aus Kurhessen. Trotz und vielleicht gerade wegen der umfangreichen Materialaufarbeitung (mit einem übermächtigen Anmerkungsapparat) werden die Grenzen von Territorialgeschichtsforschung deutlich: Auswanderung kann repräsentativ und umfassend nur auf der Grundlage lokaler Studien mit den spezifischen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Basisdaten erfolgen, die mit Blick auf das gewählte Zielgebiet und dessen Perspektiven Rückschlüsse auf Ursachen und Motive der Auswanderung zulassen. Dabei könnten die kulturellen Begleiterscheinungen das Bild abrunden. Die Autorin hat mit ihrer Publikation die Grundlagen für solche Vorhaben geliefert. Ein Schluß- oder Ergebnisteil mit einer zusammenfassenden Darstellung aus den vorhergegangenen Kapiteln wäre sicher aufschlußreich gewesen. Dafür werden dem interessierten Leser ein umfangreicher Anhang mit personellen Einzelbelegen zur Auswanderung sowie ein Sach-, Orts- und Personenindex geboten.

*Martina Lüdicke*

Hansert, Andreas: Bürgerkultur und Kulturpolitik in Frankfurt am Main. Eine historisch-soziologische Rekonstruktion mit einer Einführung von Ulrich Oevermann. Frankfurt am Main: Verlag Waldemar Kramer 1992, 308 S., 50 sw-Abb. (Studien zur Frankfurter Geschichte, Bd. 33).

Hansert unternimmt den Versuch, anhand der historischen Veränderungen im Verhältnis von privatem bürgerlichem Mäzenatentum und städtischer Kulturpolitik das öffentliche Kulturleben in Frankfurt am Main vom frühen 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart soziologisch zu rekonstruieren. Es geht dem Verfasser dabei nicht darum, die breite Geschichte der städtischen Kultur aufzuarbeiten. Seine Rekonstruktion will die Strukturgesetzmäßigkeiten ergründen, nach deren Logik sich die zu unterscheidenden Phänomene entfaltet haben. Der Arbeitsstoff dafür entstammt der



Frankfurter Stadtgeschichte, insbesondere der Museumsszene und hier vor allem dem Städel'schen Kunstinstitut.

Da kulturelle Entwicklung nicht losgelöst von gesellschaftlichen Zusammenhängen erfolgt, untersucht Hansert den Gesellschafts- und Kulturbegriff. Er fragt dabei nach der Entstehung und Eigenart und der Strukturgestalt von „Gesellschaft“. Wissenschaft und Kunst sind für ihn nicht qua Rechtsdefinition autonom (Art. 5 Grundgesetz). Als soziologisch denkender Forscher läßt sich für ihn durch Definition nur etwas fassen, was sich in der Lebenspraxis auch herausgebildet hat: „Kunst und Wissenschaft als methodisch erzeugte und eigenständige Formen von (sinnlich und begrifflicher) Erkenntnis“. Für Hansert relevant ist ebenfalls die Frage, ob von Kunst und Wissenschaft auch „mögliche negative Wirkungen für die Kultur des Alltags [im Sinne von 'Verwissenschaftlichung' und 'Ästhetisierung'] ausgehen können“. Weiter fragt er nach der Trägerschaft und den ökonomischen Voraussetzungen der kulturellen Einrichtungen sowie nach der Vermittelbarkeit ihrer Arbeits- und Forschungsergebnisse an breite Bevölkerungsschichten.

In Frankfurt waren bzw. sind es zwei Kräfte, die das kulturelle Geschehen bestimmten und noch bestimmen: das bürgerliche Mäzenatentum und die städtische Kulturpolitik und -verwaltung. Am Anfang des öffentlichen Kulturlebens stand das bürgerliche Mäzenatentum unangefochten an erster Stelle der Kulturträgerschaft. Das änderte sich um 1900 in einem gewaltigen Umformungsprozeß. Seitdem ist neben die „Bürgerkultur“ die politisch-administrativ gestaltete Kultur getreten. Beispielhaft für die frühe Phase der Bürgerkultur im 18. Jahrhundert sind die Frankfurter Maler und die Malerzunft behandelt, für die Bürgerkultur zwischen 1765 bis 1866 steht das Städel'sche Kunstinstitut. Die Formierung der städtischen Kulturpolitik erfolgte unter den bekannten Oberbürgermeistern Franz Adickes und Ludwig Landmann. In einem weiteren Kapitel behandelt Hansert die Bürgerkultur unter dem Druck der nationalsozialistischen Gleichschaltungspolitik. Diesem schließt er einen Abschnitt zur Wiederaufbauphase der Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg an, in dem der Streit um Goethehaus und Altstadt im Mittelpunkt stehen. In der Bürgerkultur der Gegenwart werden Städel und die zeitgenössische Museumspolitik (das „Museumsufer“) diskutiert. Den Abschluß bildet eine Betrachtung zur Strukturproblematik von demokratischer Kulturpolitik.

Die sehr gute und von der Frankfurter Historischen Kommission mit dem Johann-Philipp-von-Bethmann-Studienpreis ausgezeichnete Dissertation der Johann-Wolfgang-von-Goethe-Universität sollte zur Pflichtlektüre aller Kulturpolitiker und auch der Beamten, die mit der Kulturverwaltung zu tun haben, gemacht werden. Lesenswert ist auch die von Doktorvater Ulrich Oevermann verfaßte Einleitung.

*Friedrich-Karl Baas*

Spohn, Reinhard: Kampf um die Arbeitskraft. Abwerbung von Handwerksgesellen im Zeitalter der Protoindustrialisierung. (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 58) Frankfurt a. M.: Klostermann 1993, 397 S.

Anhand von Beispielen aus der Stadt Hanau möchte der Autor die rechtliche Lage auf dem Arbeitsmarkt der vorindustriellen Textilfabrikation untersuchen. Es geht hierbei vor allem um die Abwerbung von Facharbeitern und die Maßnahmen, die Fabrikanten und Behörden dagegen ergriffen. Hanau bietet sich durch seine im 18. Jahrhundert bereits weit entwickelte Textilfabrikation für eine Studie an. Aufgrund der strikten Trennung von Stadt und Land, die bis weit ins 19. Jahrhundert in vielen deutschen Territorien Bestand hatte, sowie der von Landesherrschaft zu Landesherrschaft sehr unterschiedlichen Wirtschaftspolitik konzentrieren sich die Ereignisse und Entwicklungen im Umfeld des Handwerks und der Manufakturen auf den engsten Bereich der Städte, sofern sie die dafür notwendigen Voraussetzungen boten. Zu diesen Orten gehört Hanau mit einer relativ liberalen Wirtschaftsverfassung und vielfältigen, über das Stadtgebiet reichenden Kontakten.

Spohn versucht sich als erstes an einer Klärung der zeitgenössischen Begriffe. Dies ist zweifellos der schwächste Teil des ansonsten sehr gründlichen Werkes. Da sein rechtshistorischer Ansatz, eine Unterscheidung zwischen Manufaktur und Fabrik sowie zwischen Arbeiter und Geselle aus zeitgenössischen juristischen oder sonstigen formalen Bestimmungen abzuleiten, ins Leere läuft, beschließt er nach sehr kurzer Darstellung, in beiden Fällen, die jeweiligen Begriffe synonym zu gebrauchen. Hier wäre eine gründlichere Analyse angebracht gewesen, zumal dann auch eine bessere Trennung zwischen vorindustrieller Fabrik und zünftigem Handwerk möglich gewesen wäre. Hier entstehen Unschärfen, die auch im weiteren Text nicht ausreichend geklärt werden. Ebenso können seine knappen Ausführungen über die Währungsverhältnisse nicht befriedigen; sie wären besser in einer Anmerkung oder im Anhang untergebracht.



Sehr viel gründlicher ist die dann anschließende Darstellung der Struktur des Hanauer Gewerbes. Soweit möglich werden die verschiedenen Produktionszweige und ihre Rechtsformen vorgestellt sowie ihre Entwicklung im Laufe des 18. Jahrhunderts zusammengetragen. So entsteht ein recht detailliertes Bild des eigentlichen Untersuchungsgegenstandes. Auffällig nur seine Verwunderung über die schlechten statistischen Erhebungen der Behörden des 18. Jahrhunderts. Dies ist die Normalität und wird sich bis ins 19. Jahrhundert nur sehr langsam ändern. Grundsätzlich ist allen frühen Erhebungen von Wirtschaftsdaten sehr große Skepsis entgegenzubringen.

Die Beschreibung der wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Situation der Arbeiter hat für die Untersuchung eine ebenso hohe Bedeutung wie die Lage der Betriebe, da sich hier die motivierenden oder hemmenden Faktoren für einen Arbeitsplatzwechsel finden lassen. Denn darum geht es im Hauptteil: Unter welchen Umständen wechselten Arbeiter von einer Hanauer Fabrik zu einer anderen? Gab es gezielte Abwerbung von Arbeitskräften, wie dies die zeitgenössischen Verordnungen mit ihren diesbezüglichen Strafbestimmungen, die von Spohn ausführlich behandelt werden, vermuten lassen? Anhand von Fallbeispielen aus den Hanauer Akten stellt er einige typische Streitfälle zwischen den örtlichen Fabrikanten und ihr Ringen um die Bindung von qualifizierten Facharbeitern an den eigenen Betrieb dar. Er zeigt auch, wie das Mittel der Abwerbung bzw. der Kampf gegen sie zur Verbesserung der eigenen Marktposition eingesetzt wurde. Das hier entstehende Gesamtbild wird durch die stellenweise etwas juristisch-trockene Darstellung nicht getrübt.

Zu kurz kommt die Frage, inwieweit eine Abwerbung von Arbeitskräften aus dem Handwerk stattgefunden hat. Auf das Zunfthandwerk wird nur als Beispiel für Abwerbungsverbote eingegangen. Eine nähere Untersuchung, ob und – wenn ja – mit welchen Konsequenzen die Großfabrikanten Gesellen aus dem Handwerk abgezogen haben, unterbleibt. Insgesamt scheint die Trennung zwischen Handwerk und Manufaktur bzw. Fabrik etwas willkürlich. So deuten schon die in beiden Fällen üblichen „Kundschaften“ als Ausweis einer rechtmäßigen Kündigung des Arbeitsverhältnisses auf einen engen Zusammenhang zwischen beiden Bereichen hin. Inwieweit sich dies dann individuell für den einzelnen Arbeiter auswirkte, wäre zu untersuchen. Die Frage stellt sich auch – wenn man schon den „Kampf um die Arbeitskraft“ untersucht – wie das traditionelle Handwerk hier bestehen konnte. Spohn ist zu sehr auf die Konkurrenz unter den Großfabrikanten fixiert. Dies mag mit seinem Blick auf spätere Zeiten begründet sein, scheint aber den Verhältnissen des 18. Jahrhunderts keineswegs angemessen. Sehr erfreulich ist, daß er mit dem Vergleich zwischen Hanau und den Verhältnissen im kurmainzischen Gewerbe den rein lokalen Rahmen verläßt. Das hilft, das spezielle Untersuchungsergebnis zu relativieren und zwischen Besonderem und Allgemeinem zu unterscheiden. Insgesamt entsteht ein sehr gutes Bild von den Mechanismen, die die Arbeitsmarktpolitik der Unternehmer des 18. Jahrhunderts bestimmen.

Sehr erfreulich ist der Anhang, in dem die wichtigen Quellen, auf die sich der Autor bezieht, abgedruckt wurden. Auch das sehr ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis ist hervorzuheben. Der Verzicht auf ein Register ist bei dem Thema zu verschmerzen, für die Orts- und Regionalgeschichte wäre aber zumindest ein Orts- und Namensverzeichnis hilfreich gewesen.

Insgesamt ein wichtiger Beitrag zu der in Hessen immer noch wenig entwickelten Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Die hier vorgebrachte Kritik kann darin in keiner Weise etwas ändern, will eher auf die weiterhin zu leistende Forschungsarbeit hinweisen.

*Micha Röhring*

Schröder, Rainer: Das Gesinde war immer frech und unverschämt. Gesinde und Gesinderecht vornehmlich im 18. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Keip Verlag 1992, 218 S.

Der Autor, Professor für Bürgerliches Recht an der Universität Bayreuth und zugleich Verfasser einer Darstellung zum mittelalterlichen Arbeitsrecht aus der Zeit nach der großen Pest, legt hier (dem historisch *tumben Toren*) eine leicht verständliche Abhandlung vor, deren Haupttitel ein uralter Topos ist und von der „rechtshistorischen“ Schwerpunktbildung fast ablenken könnte.

Schon die Dimension des Themas in Zeit und Raum läßt bei dem Kenner der politischen und sozialen Verhältnisse im Hl. Römischen Reich im 18. Jahrhundert erhebliche Skepsis bezüglich einer gediegenen Bearbeitung aufkommen, die bereits bei der Lektüre der Einleitung über den Forschungsstand seit dem 19. Jahrhundert bis ca. 1980 weiter verstärkt wird. Der Autor will die „Funktionen der Gesindeordnung“ verfolgen und prüfen, ob sie den Arbeitsmarkt steuerten und aus welchen Gründen eine Kontinuität von bestimmten „Normen“ zu beobachten ist. Nach dem Versuch einer Definition des „Gesindes“ – „Sozial gehörte das Gesinde – so viel ist sicher – der Unterschicht



an – von Ausnahmen abgesehen“ (S. 50) – gelangt der Autor (nach dem Einschub verschiedener Tabellen zu Sozialstrukturen, zu Arbeitskräften auf Landgütern etc.) zu einer seiner Kernthesen: „Die Hauptaufgabe der Gesindeordnungen: die Sicherung eines billigen Arbeitskräfteangebots“ (S. 67 u. 69). Sie kodifizieren auch „Verhaltenspflichten und sind gewollte Instrumente zur Trennung verschiedener sozialer Schichten“ (S. 149). Die Durchsetzbarkeit der „Normen“ der Gesindeordnungen in der sozialen und ökonomischen Realität muß bezweifelt werden (S. 87).

Wird durch solche Thesen das historische Bild des „Gesindes“ verändert? – Nein! Gewiß verweist der Autor in einem umfangreichen Anmerkungsapparat auf die Masse der sozialwissenschaftlichen Untersuchungen seit dem 19. Jahrhundert bis ca. 1980 (einige Werke wie Wehlers Deutsche Sozialgeschichte etc. wurden nachgetragen), aber der Autor verfährt schon vom methodischen Standpunkt (es soll ja hunderte von Gesindeordnungen geben!) so unbesorgt, daß selbst seine „generellen“ Schlußfolgerungen höchstens „Teil- oder Unwahrheiten“ sind. Es kommt noch hinzu, daß „marktwirtschaftliche“ Ideen auf alte, ständisch strukturierte, undynamische Agrargesellschaften übertragen werden.

Spricht der Autor auch gern vom „Arbeitgeber“, so vermeidet er es doch weitgehend, das Wesen der feudalen „Grundherrschaft“, der ostelbischen „Grundherrschaft“ oder der hessischen zu analysieren, um über die bekannten Erkenntnisse von der sozialen „Ungleichheit“, der „ländlichen Armut“ in spätfеudalen Ordnungen hinauszugelangen.

Schließen wir unsere knappe Betrachtung mit dem Satz: Dieses Buch lesen, heißt „Eulen nach Athen tragen“!

*Volker Petri*

Assion, Peter (Hrsg.): Über Hamburg nach Amerika. Hessische Auswandernde in den Hamburger Schiffslisten 1855 bis 1866. Eine Studie des Instituts für Europäische Ethnologie und Kulturforschung der Universität Marburg. Marburg: Jonas Verlag 1991, 370 S., zahlr. Graphiken und Abb., DM 28,–.

Mit der vorliegenden Studie wird eine wichtige Quellenart für die Auswanderungsforschung erschlossen. Da die amtlichen Verzeichnisse und Akten über Auswandernde in den Heimatländern oft unvollständig sind, wurde mehrfach auf den Wert der Schiffslisten in den Einschiffs- und Ankunfthäfen hingewiesen. Aber auch hier gibt es große Mängel, da die Schiffslisten wichtiger Auswandererhäfen ganz (Le Havre, Rotterdam, Liverpool) oder teilweise (Bremen) verloren sind. Eine Sonderstellung nimmt Hamburg ein, dessen Schiffslisten von 1850 bis 1914 im Staatsarchiv Hamburg erhalten sind.

Das Marburger Institut für Europäische Ethnologie und Kulturforschung, an dem bereits seit einigen Jahren Forschungen zur Auswanderung durchgeführt werden, erhielt Mikrofiche-Kopien sämtlicher Schiffslisten, deren hessische Namen von einer studentischen Arbeitsgruppe in ein EDV-System eingespeichert wurden. Die zeitliche Begrenzung ergibt sich aus den Listen, da erst ab 1855 die Heimatländer der Auswandernden erfaßt wurden und andererseits die Identifizierung der Hessen in der Gruppe der Preußen nach der Annexion Kurhessens, Nassaus und Frankfurts im Jahr 1866 zu arbeitsintensiv und unsicher wäre.

Die Listen ergeben eine Zahl von 9977 Auswandernden aus Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Nassau, Hessen-Homburg, Frankfurt, Waldeck und Wetzlar. 623 von ihnen stammten allerdings aus unbekannten Orten bzw. anderen deutschen Staaten und 113 aus Orten in den USA. Sie wurden aufgenommen, da sie offenbar zusammen mit Hessen in einem Familienverband reisten. Die Liste, die im Anhang abgedruckt wird, enthält die Namen in alphabetischer Reihenfolge sowie weitere Angaben: Alter, Beruf oder Familienstand, Geschlecht, Angabe, ob im Familienverband reisend, Herkunftsort und -land, Auswanderungsjahr, Schiffsnummer und Art des Schiffes (Segel- oder Dampfschiff) und Decksart. Ein Ortsregister schließt sich an.

Der vorliegende Band liefert nicht nur die Daten, sondern auch einige Interpretationsansätze. In einem einleitenden Beitrag erläutert der Herausgeber „Hamburgs Bedeutung als Auswandererhafen“. Vor allem durch den guten Ruf der HAPAG („pünktlich und schnell“) und die Eisenbahnanbindung (Beitrag von Peter Schwinn) wurde die Stadt zunehmend zu einer Konkurrenz für Bremen.

Studentische Mitglieder der Arbeitsgruppe stellen die Hamburger Schiffslisten als Quelle für die Auswanderungsforschung vor (Klaus Schriewer) und analysieren ihre Strukturmerkmale (Matthias Hubrich, Jens Meesenburg, Klaus Schriewer). Der Frauenauswanderung, die bisher oft vernachlässigt wurde, ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Sabine Pachali stellt „Frauenspezifische Ansätze in der Migrationsforschung“ vor. Eva Zwach versucht „eine Annäherung über die



Statistik“ an auswandernden Hessinnen. Bettina Bagunk versucht, als „Frauenspezifische(s) Reismuster: Die 'frauengeführte' Gruppe“ zu erfassen. Esther Krähwinkel skizziert „Wirtschaftliche und soziale Bedingungen der Frauenauswanderung im Kreis Marburg“, und Wiebke Davids' Auswertung und Interpretation konzentriert sich auf die 61 Personen, die Marburg als Herkunftsort angegeben haben.

Der Band liefert „Mosaiksteine für ein strukturiertes Gesamtbild der deutschen Überseeauswanderung“ (S. 19) und ermöglicht weitere Forschungen: Die Schiffslisten der hessischen Auswandernden sind auch als EDV-Datenbank auf Diskette erhältlich. Die Diskette kann beim Institut für Volkskunde, Maximilianstraße 15, 79100 Freiburg – an dem der Herausgeber seit 1991 tätig ist –, für einen Unkostenbeitrag von DM 53,- bestellt werden.

*Eberhard Mey*

**Psychiatrie in Heppenheim. Streifzüge durch die Geschichte eines hessischen Krankenhauses 1866–1992.** Hrsg. vom Landeswohlfahrtsverband Hessen. Kassel 1993, 176 S. (Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen. Quellen und Studien Band 2) (ISBN 3-89203-024-3).

Wie der Untertitel „Streifzüge durch die Geschichte eines hessischen Krankenhauses“ schon andeutet, werden in diesem Buch einzelne Aspekte aus der Geschichte des Psychiatrischen Krankenhauses Heppenheim von der Gründung 1866 bis zum Jubiläumsjahr 1991 wie Mosaiksteine ins Blickfeld gerückt. Obwohl diese „Mosaiksteine“ scheinbar verbindungslos nacheinander erscheinen, entsteht bei der Lektüre allmählich ein Gesamtbild, in dem einzelne Bereiche detailliert beschrieben werden sowie die Einbettung dieser Teilbereiche in die gesellschaftliche und sozialpolitische Situation und Entwicklung dargestellt wird. Unter einer Vielzahl von Autoren stellt jeder Autor/jede Autorin eine persönliche Sichtweise des eigenen Fachgebiets vor.

Einige Beiträge beschreiben die Entwicklung des Krankenhauses insgesamt in einem begrenzten zeitlichen Rahmen und stellen dabei die Verbindung zur gesellschaftlichen und politischen Umwelt her, während andere Artikel den Schwerpunkt auf eine bestimmte Thematik legen und die zeitliche Perspektive miteinbeziehen.

Das Buch beginnt mit einem ausführlichen Beitrag über Dr. Georg Ludwig als „Vater“ der „Großherzoglichen Landes-Irrenanstalt“ in Heppenheim, die 1866 eröffnet wurde. Sein Einfluß auf den Bau des Gesamtgebäudes und auf alle therapeutischen Maßnahmen wird beschrieben. Er vertrat das Konzept einer gemeindenahen Psychiatrie, zog auch Umwelteinflüsse als Krankheitsursachen mit in Betracht. Er erkannte die Bedeutung einer geregelten Nachsorge für entlassene Patienten, wofür er einen entsprechenden „Hilfsverein“ ins Leben rief.

Das „Leben und Arbeiten in einer Heil- und Pflegeanstalt Ende des 19. Jahrhunderts“ wird in einem anderen Artikel lebendig beschrieben, wobei durch die Schilderung der allgemeinen sozialen Lage der Bevölkerung und Hinweise auf einige juristische Bestimmungen sowie auf die Entwicklungen im Fachgebiet Psychiatrie der Rahmen für die Darstellung der konkreten Situation in der Klinik gegeben wird.

Ein sehr ausführliches Kapitel, das der Bedeutung dieses Zeitraums Rechnung trägt, befaßt sich mit der Entwicklung des Psychiatrischen Krankenhauses Heppenheim von 1914 bis 1945. Es wird deutlich gemacht, wie – trotz einiger Reformansätze in den zwanziger Jahren – die während des Ersten Weltkriegs begonnene Verschlechterung der Bedingungen durch die ökonomische Gesamtlage, dann aber vor allem durch die nationalsozialistische Ideologie bis hin zu Zwangssterilisation, „Vernachlässigungen“ und Ermordung der Patienten/innen führte. Dabei bleibt nicht ausgespart, daß schon vor 1933 entsprechende Lehrmeinungen vertreten wurden und daß nach 1945 oft nur wenig Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit dieser Zeit vorhanden war.

Es folgt eine kurze Darstellung der Zeit von 1945 bis 1953, in der das Krankenhaus zunächst für ehemalige Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene sowie für Überlebende aus den Konzentrationslagern genutzt wurde, später dann als Heil- und Pflegeanstalt mit Altersheim diente. Die zum Teil erheblichen Veränderungen, die dann ab 1953 stattfanden, werden anhand der baulichen Maßnahmen wie Aus- und Umbau, Renovierungen und Neubauten veranschaulicht, die jeweils als Ausdruck der neuen therapeutischen Konzepte zu verstehen sind.

Eher themenbezogen sind zwei Artikel, die sich mit dem Verein zur Unterstützung psychisch Kranker beschäftigen, der im 19. Jahrhundert von Dr. Georg Ludwig mit ähnlicher Zielsetzung ins Leben gerufen wurde wie bei der Neugründung 1985. Es werden plastische Beispiele für die konkreten Hilfestellungen gegeben, die über medizinische Betreuung weit hinausgehen, jedoch von großer Bedeutung sind für die Wiedereingliederung in das Alltagsleben. Auch wird deutlich, wie sich der jetzige Aufgabenbereich von dem damaligen unterscheidet.



In zwei anderen Beiträgen wird anschaulich über bauliche Aspekte berichtet, in denen durch die Darstellung der ersten Planungen und des Baus der Gebäude im 19. Jahrhundert bis zu baulichen Veränderungen in jüngster Zeit auch erkennbar wird, in welcher Weise Bau- und Umbaumaßnahmen durch therapeutische Überlegungen beeinflusst sind.

Ein Artikel beschreibt die Entwicklung von den „Wärtern“ in den Anfangsjahren – ungelernte Arbeitskräfte, die oft nur wenige Wochen zu einem sehr geringen Lohn dort arbeiteten – bis zum heutigen Fachpersonal mit Zusatzausbildung. Es wird deutlich, daß die Kompetenz des Pflegepersonals (im Sinne von Verantwortung und Fähigkeit) heute eine wichtige Rolle in der Gesamttherapie einnimmt. Es schließt sich ein kurzer Abriß der Geschichte der Krankenpflegeschule an, in dem die Entwicklung der Schule im Zusammenhang mit veränderten Curricula sowie der allgemeinen Wirtschaftslage dargestellt wird.

Ein Beitrag über das Krankenhaus als Wirtschaftsbetrieb gibt interessante Einblicke in Bereiche, die bei der Thematik dieses Buches eher im Hintergrund zu stehen scheinen. Die Rolle des Psychiatrischen Krankenhauses als Arbeitgeber wie auch als Wirtschaftsfaktor in der Region Herten wird dargestellt, ebenso wird die Verwaltungsarbeit in ihren unterschiedlichen Abteilungen beschrieben.

Weiterhin wird die Entwicklung der Arbeits- und Beschäftigungstherapie skizziert. Dabei wird der Bogen geschlagen von der Arbeit der Patienten in sog. „Kolonnen“ vor noch nicht 30 Jahren, bei denen die Nützlichkeit für die Klinik an erster Stelle stand, bis zur eigentlichen „Therapie“, bei der die einzelnen Maßnahmen im Rahmen der Gesamttherapie durch speziell ausgebildete Fachkräfte gezielt eingesetzt werden.

In einem Beitrag am Ende des Buches werden die Entwicklungen des Krankenhauses in jüngster Zeit dargestellt mit Bezugnahme auf einzelne Punkte aus der Vergangenheit wie auch Hervorhebung einzelner bedeutsamer Neuerungen in der Gegenwart. Die Zusammenhänge der Entwicklungen in der Psychiatrie mit der wirtschaftlichen Lage, mit gesellschaftlichen Vorgängen und dem politischen Klima werden noch einmal verdeutlicht.

Nicht unerwähnt bleiben sollte der kurze Beitrag über das historische Archiv des Krankenhauses, das Anlaß zu weiterer Beschäftigung mit geschichtlichen Zusammenhängen geben will.

Insgesamt handelt es sich um ein lesenswertes Buch, in dem gerade durch die Vielfalt der Einzelthemen und durch die individuelle Art der Darstellung der Entstehung von Langeweile und Desinteresse entgegengewirkt wird. Jeder Beitrag dieses Buches läßt das persönliche Interesse des Autors/der Autorin an gerade diesem Thema erkennen; durch konkrete Beschreibungen, Abbildungen alter Photographien oder Zeichnungen gelingt es immer wieder, dem Leser einzelne Teilbereiche nahezubringen und Zusammenhänge und Entwicklungen erkennbar zu machen – selbst bei eher „trockenen“ Themen wie „Baugeschichte“ oder „Krankenhaus als Wirtschaftsbetrieb“. Es werden positive Veränderungen genau beschrieben, aber ebenso werden negative Entwicklungen, Rückschritte und noch bestehende Defizite nicht verschwiegen. Weitere noch notwendige und/oder geplante Verbesserungen werden aufgezeigt. Durchgängig wird deutlich, wie Psychiatrie nicht statisch ist, sondern in ihrer Abhängigkeit von der sich wandelnden Gesellschaft sich selber ändert und veränderbar ist.

Ein durch das Buch geweckter Wunsch blieb leider offen: nach so plastischen Beispielen über den Lebensweg psychisch Kranker in der Vergangenheit hätte eine anschauliche Darstellung aus der Gegenwart gerade für die Leser, die bisher nicht mit dieser Thematik befaßt waren, eine weitere Hilfe zum Verständnis der Problematik bedeutet.

*Kerke Stanek*

Bohle, Michael: Sozialstruktur, sozialer Wandel und politische Willensbildung im Fürstentum Waldeck 1871–1914 (Waldeckische Forschungen, Wissenschaftliche Reihe des Waldeckischen Geschichtsvereins, Band 6) Arolsen: Selbstverlag des Waldeckischen Geschichtsvereins 1991, X + 269 S., 12 Abb., 35 Tabellen im Text, DM 48,—.

Die vorliegende Arbeit wurde von Prof. Seier betreut und 1990 an der Philipps-Universität Marburg als Dissertation genommen. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Veränderungen in Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur im Sinne des modernisierungstheoretischen Ansatzes zu bestimmen. Die so gewonnenen Erkenntnisse über die soziale Struktur werden in Beziehung gesetzt zur politischen Willensbildung, bei der die Reichstagswahlen im Mittelpunkt stehen.

In der Untersuchung, die sich auf das Fürstentum Waldeck ohne den Landesteil Pyrmont beschränkt, werden neben umfangreicher gedruckter Literatur – darunter auch Zeitungen und amtliche Druckwerke – Archivalien aus mehreren Archiven (vor allem der waldeckischen Städte) und dem Staatsarchiv Marburg ausgewertet.



Der Verfasser skizziert zunächst in einem knappen Überblick die Verfassungsgeschichte Waldeck im 19. Jahrhundert den Rahmen, in dem sich die politische Willensbildung vollzog. Zu Beginn des Jahrhunderts bestand auch in Waldeck ein Dualismus von Fürst und Landständen, die sich 1867 mit dem „Akzessionsvertrag“ selbst entmachteten, als die Leitung der Verwaltung auf einen von Preußen eingesetzten Landesdirektor überging.

Die Kapitel, die dem sozialen Wandel und der Erwerbsstruktur gewidmet sind, lassen anhand zahlreicher präziser Detailinformationen erkennen, wie der rückständige Wirtschaftsraum Waldeck erst am Ende des 19. Jahrhunderts einen Anschluß an die Industrialisierung erlangte.

Das interessanteste Kapitel ist dem Thema „Politische Willensbildung und politische Partizipation“ gewidmet. Der Verfasser stellt die zahlreichen Vereine als Faktoren der politischen Willensbildung heraus und erläutert die Entwicklung der lokalen und zentralen Verwaltungs- und Repräsentationskörperschaften. Auch in Waldeck erhalten am Ende des Jahrhunderts die Interessengruppen von Landwirtschaft und Handwerk große Bedeutung.

Nachdem der Wahlkreis Waldeck-Pyrmont seit 1871 durchgängig von einem nationalliberalen Abgeordneten im Reichstag vertreten worden war, kam es seit 1890 zu Ansätzen einer „Fundamentalpolitisierung“. Der Verfasser kann – u. a. aus Nachlässen führender Agrarier aus dem Zentralen Staatsarchiv Potsdam – die Zusammenarbeit des Bundes der Landwirte mit den Antisemiten nachweisen, die 1895 und 1898 in Waldeck zum Wahlerfolg des Antisemitischen Kandidaten führte. Auch die folgenden Reichstagswahlkämpfe sind bestimmt von einer „linksliberale(n) Mobilisierung kontra agrarisch-konservative Status-quo Verteidigung“ (S. 233). Bei der Diskussion der Wahlergebnisse werden die Stimmenverhältnisse in einzelnen Orten in Beziehung gesetzt zur jeweiligen Wirtschafts- und Sozialstruktur. Die Untersuchung ist sehr sorgfältig gearbeitet. Eine Fülle von Detailinformationen wird in einen Interpretationsrahmen gestellt. Zusammenfassungen am Ende der einzelnen Kapitel und des ganzen Buches heben die zentralen Aussagen heraus.

Die folgenden Petitessen sollen die anerkennenswerte Leistung des Verfassers nicht schmälern: Der Verfasser betont, daß die Reichstagswahl von 1903 durch die Wähler des nicht näher untersuchten Fürstentums Pyrmont zugunsten des liberalen Kandidaten entschieden wurde (S. 233). Dasselbe trifft auch auf die Wahl von 1907 und die Ersatzwahl von 1913 zu, als im Fürstentum Waldeck – ohne Pyrmont – jeweils der unterlegene Kandidat der Deutschen Sozialen Partei bzw. Wirtschaftlichen Vereinigung die Mehrzahl der Stimmen erhielt. So sinnvoll die Beschränkung der Regionalstände ist – knappe Hinweise auf parallele Entwicklungen im Reich wären hin und wieder sinnvoll gewesen – bei den „Hottentottenwahlen“ 1907, bei denen die SPD allgemein verlor, erreichte die Wahlbeteiligung nicht nur in Waldeck (87,5 %), sondern im ganzen Reich (84,7 %) einen Höhepunkt. Hinzuweisen wäre auch darauf, daß die Wirtschaftliche Vereinigung eine Fraktionsgemeinschaft der Christlich-Sozialen (Stoecker) mit Antisemiten und Deutsch-Sozialen war. Wenn der Verfasser schreibt, mit der Wahl Naumanns 1913 habe sich die „liberale Tradition des Landes endgültig durchgesetzt“ (S. 239), wäre ein knapper Ausblick auf Weimar wünschenswert.

*Eberhard Mey*

Quellen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen. Ein Inventar des Schriftguts in hessischen Staats-, Kommunal-, Kirchen- und Wirtschaftsarchiven von 1945 bis 1975. Bearbeitet von Bernhard Parisius und Manfred Pult. Hrsg. von dem Hessischen Hauptstaatsarchiv in Verbindung mit der Historischen Kommission für Nassau, Wiesbaden 1992 (Veröffentlichung der Historischen Kommission für Nassau, 52).

Die Aufnahme und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen nach 1945 fand in den letzten Jahren – nicht zuletzt auf Anregung der Vertriebenenverbände – verstärkt Berücksichtigung in der regional- und lokalgeschichtlichen Forschung, hatte diese Personengruppe doch in entscheidender Weise zur Entwicklung ihrer Aufnahmegebiete, in denen sie nicht selten bis zu 30 % der Gesamtbevölkerung stellten, beigetragen.

In der zweiten Hälfte der 80er Jahre wurden durch eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Hessischen Sozialministerium und dem Hessischen Hauptstaatsarchiv und durch die Berufung einer Forschungskommission die Voraussetzungen für eine umfassende und auf das ganze Bundesland bezogene Erforschung dieses Integrationsprozesses geschaffen.

Im Rahmen dieses Forschungsprojektes erscheint das vorliegende Inventar als erster Band in einer von der Historischen Kommission für Nassau herausgegebenen Schriftenreihe „Forschung zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen nach 1945“.



Das mit Akribie und oft in mühevoller Kleinarbeit erstellte Inventar bietet einen Überblick über die in hessischen Staats-, Kommunal-, Kirchen- und Wirtschaftsarchiven vorhandenen Quellen zur Aufnahme und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen. Die über 4100 erfaßten Aktenbände, die sich auch auf DDR-Flüchtlinge, Aussiedler und ausländische Flüchtlinge beziehen und die bis in die 70er Jahre reichen, stellen – nach Ansicht der Bearbeiter – eine insgesamt „breite Überlieferung“ (S. XXX) dar, die zu unterschiedlichen Themenkomplexen und Fragestellungen ein umfangreiches Quellenmaterial bereithält.

Kaum ein Aspekt der Aufnahme und des Integrationsprozesses bleibt unberücksichtigt. Die soziale, wirtschaftliche, kulturelle und politische Eingliederung wird ebenso dokumentiert wie die gesetzlichen und administrativen Grundlagen oder die sozialpsychologischen Folgen dieses Prozesses.

Die Quellen beschäftigen sich mit der Verteilung, Unterbringung und Betreuung der Flüchtlinge, der Versorgung mit Wohnraum, dem Siedlungs- und Wohnungsbau, den unterschiedlichen Maßnahmen und Programmen zur beruflichen Eingliederung und wirtschaftlichen Förderung, den Fürsorge- und Soforthilfeleistungen, dem „Hessenplan“ oder der kulturellen Betreuung, um nur einige wichtige Stichpunkte zu nennen.

Dennoch ist die Überlieferungssituation aufgrund verlorengegangener Bestände keineswegs einheitlich. Darüberhinaus wurde aus unterschiedlichen (in einem Fall nicht näher erläuterten) Gründen auf die Erfassung von Aktenbeständen verzichtet. Nicht einbezogen wurde u. a. das für den Themenkomplex wirtschaftliche Integration (Aufbaudarlehen) bedeutende Schriftgut der Landesausgleichsämtler und der Ämter für Landwirtschaft und Landentwicklung sowie die Materialien aus dem Bereich der Verwaltungsgerichte.

Das aufgenommene Schriftgut wird in der Regel bis zur Ebene der Aktenbände durchaus benutzerfreundlich erschlossen. Die Verzeichnung enthält über die Titelangabe hinaus Informationen zum Akteninhalt. Dieser Erschließungsgrad konnte jedoch nicht durchgängig beibehalten werden. Im Bereich der kleineren Archive beschränkte sich die Verzeichnung – durchaus begründet – auf die Hinweise zu den Aktenbeständen.

Als sinnvoll und hilfreich erweisen sich die einleitenden instruktiven Bemerkungen zu den einzelnen Beständen, da sie u. a. Einblicke in die administrative Handhabung des Integrationsprozesses geben und in Einzelfällen auf Aktenbestände in nithessischen Archiven hinweisen.

Der größte Teil der erfaßten Aktenbestände stammt aus dem Bereich der Zentralbehörden. Allein das für die Beurteilung der hessischen Flüchtlingspolitik wichtige Schriftgut des Landesamtes für Flüchtlinge und der Vorgängerbehörde, des Staatskommissars für das Flüchtlingswesen, umfaßt 2300 Aktenbände. Neben den Beständen der Staatskanzlei und der einzelnen Ministerien wurden auch Unterlagen aus dem Bereich der Arbeitsverwaltung und der Verwaltungsgerichte (jedoch nicht vollständig) sowie Dokumente der amerikanischen Militärregierung ausgewertet.

Die Überlieferungslage auf der mittleren und unteren Verwaltungsebene ist im größeren Maße als bei den Zentralbehörden durch Verluste gekennzeichnet. Das gilt für die bei den Regierungspräsidien eingerichteten Bezirksflüchtlingsämter ebenso wie für die Kreisflüchtlingsämter auf Landkreisebene.

Flüchtlingsakten werden nur aus 21 von insgesamt 39 Landkreisen vorgestellt. Von dem Verlust sind besonders mehrere nordhessische Landkreise, in denen überproportional viele Vertriebene Aufnahme fanden, betroffen. Die Übersicht über die in den Kommunalarchiven vorhandenen Flüchtlingsakten wurde auf der Grundlage einer Umfrage und mit Hilfe von Findbüchern erarbeitet. Angesichts der in zahlreichen Gemeindearchiven anzutreffenden Situation mit oft unverzeichneten Akten und der bei einer Umfrage nicht auszuschließenden Fehlerquote ist das von den Bearbeitern für diese Aktenbestände formulierte bescheidene Ziel, in erster Linie Hinweise und Anregungen zu geben, angebracht und verständlich.

Zu Recht haben sich die Bearbeiter nicht auf das staatliche Schriftgut beschränkt, sondern auch die betreffenden Bestände in Kirchen- und Wirtschaftsarchiven sowie privates und Verbandschriftgut einbezogen, die zu zahlreichen Einzelfragen wertvolle ergänzende Hinweise enthalten. Jedoch zeigen sich hier unterschiedliche Überlieferungssituationen. So erweisen sich die Archive der Industrie- und Handelskammern als wesentlich ergiebiger als die der befragten Wirtschaftsunternehmen. Im Bereich des Verbandsschriftgutes ist vor allem das Wirken des Bundes der Vertriebenen, Landesverband Hessen, und der Deutschen Jugend des Ostens bzw. der Deutschen Jugend in Europa umfassend dokumentiert. Überraschung und Unverständnis löst aber die Mitteilung aus, daß die Archivbestände gerade für die hessische Landesgeschichte so bedeutender politischer und gesellschaftlicher Organisationen wie des Blocks der Heimatvertriebenen und Entrechteten, Landesverband Hessen, der Landsmannschaft Schlesien, Landesverband Hessen und der Sudentendeutschen Landsmannschaft, Landesverband Hessen fast vollständig verloren gegangen sind.



Leider enthält das Inventar keine Hinweise auf themenbezogene Bestände in den Archiven anderer relevanter gesellschaftlicher Institutionen (Parteien, Gewerkschaften, Interessenvertretungen etc.). Das Vorhaben, die Quellen zur Integration der Vertriebenen zu sichern und in einem Überblick zu dokumentieren, kann mit dem vorliegenden Inventar als gelungen bezeichnet werden. Das Inventar wird sowohl im Rahmen des Forschungsprojektes als auch für die regional- und lokalgeschichtliche Forschung seine Funktion als anregendes Hilfsmittel erfüllen.

*Michael Schmitt*

Richter, Gunnar (Hrsg.): Breitenau. Zur Geschichte eines nationalsozialistischen Konzentrations- und Arbeitserziehungslagers. Kassel: Jenior & Pressler 1993, 320 S., DM 20,- (ISBN 3-928172-25-5).

In der hier erstmals vorliegenden Gesamtdarstellung des ehemaligen Benediktinerklosters Breitenau werden die Kontinuitätslinien in der Geschichte dieses Platzes besonders deutlich. Seit Ende letzten Jahrhunderts bis in die Nachkriegszeit diente Breitenau als Ort der Ausgrenzung, Diskriminierung und Bestrafung von zwangseingewiesenen Menschen, die nicht den Normen der jeweiligen Gesellschaft entsprachen. Im Vordergrund stand dabei nicht die Integration dieser Menschen, sondern ihre Bestrafung bis hin zur Vernichtung und dazu die Abschreckung nach außen.

Vielleicht gehen die Bezüge sogar bis zu dem 1113 gegründeten Kloster zurück, wenn man das Klosterleben als freiwillige Ausgrenzung und Beschränkung ansieht bzw. fragt, ob die ersten Mönche aus eigenem Antrieb von Hirsau nach Breitenau gegangen sind. Nach der Auflösung des Klosters 1527 gab es erstmals in den Türmen ein Gefängnis, und 1871 waren 750 französische Kriegsgefangene auf dem Gelände interniert. Diese Erfahrungen und die z. T. noch erhaltenen Klostermauern mögen sich auf den Beschluß ausgewirkt haben, den Komplex ab 1874 als „Correktions- und Landarmenanstalt“ zu nutzen, also als gefängnisähnliche Anstalt zur „korrektionalen Nachhaft“ mit Arbeitszwang. Zu verschiedenen Zeiten wurden auch andere Gruppen, wie sog. Arbeitsscheue, Fürsorgezöglinge und Strafgefangene eingewiesen. Alle zwangseingewiesenen Menschen sollten in Breitenau durch harte Arbeit, ständige Überwachung und strenge Disziplin an eine geordnete Lebensführung und regelmäßige Arbeit gewöhnt werden.

Nach zaghaften Reformansätzen in der Weimarer Republik, die in vielen Einzelheiten die Haftbedingungen verbesserten, wurden auf der Basis der „Brandverordnung“ vom 28. Februar 1933 zehntausende politische Gegner und andere „Volksfeinde“ in eine sog. „Schutzhaft“ genommen, die nach vollständiger Aufhebung der Persönlichkeitsrechte von Terror und Mißhandlungen bestimmt war. Am Ende der Weimarer Republik war Breitenau in eine Finanz- und Belegungskrise geraten. Jetzt bot sich die Anstalt an, um dort am 15. Juni 1933 ein Konzentrationslager einzurichten, zumal andere Schutzhaftstellen schon bald überfüllt waren. Dieses frühe Konzentrationslager bestand bis Mitte März 1934 und nahm in dieser Zeit 470 Häftlinge auf, deren überwiegender Teil nach 4–8 Wochen wieder entlassen wurde. Ein Viertel allerdings wurde ab Herbst 1933 in die unter SS-Leitung stehenden, inzwischen eingerichteten Groß-KZ's deportiert. Nach ihrer sozialen Zusammensetzung waren 90% der Schutzhaftgefangenen Arbeiter und nach ihrer politischen Einstellung zu drei Vierteln Kommunisten. Nach Schließung des Konzentrationslagers diente Breitenau bis zum Sommer 1940 wieder ausschließlich als Landesarbeits- und Landesfürsorgeanstalt mit sehr unterschiedlichen Insassen- und Haftgruppen.

Die vorhandenen Gefängnisstrukturen und die Kontinuität der Ausgrenzung und Bestrafung bewog die Kasseler Gestapo, zu diesem Zeitpunkt erneut in Breitenau ein Schutzhaftlager einzurichten, dieses Mal als Arbeitserziehungslager, das bis zum Kriegsende bestand. In diesen Lagern sollten überwiegend ausländische Gefangene wegen „Arbeitsverweigerung, Verlassen der Arbeitsstelle und Verstößen gegen die Volksgemeinschaft“ durch massive Bestrafung als Zwangsarbeiter in der Kriegswirtschaft gefügig gemacht werden. Breitenau hat zwischen 1940 und 1945 insgesamt etwa 8400 Gefangene unter katastrophalen Unterbringungsverhältnissen inhaftiert.

Gunnar Richter informiert den Leser sehr gründlich über die verschiedenen Gefangenengruppen, die Haftgründe, über Kinder, Jugendliche und Frauen als Gefangene, einweisende Behörden und letzte Wohnorte sowie letzte Arbeitgeber, Lageralltag, Arbeitseinsätze, Ernährung, Bekleidung, Strafsystem, Todesfälle, Deportationen in Konzentrationslager und weitere Aspekte des Terrors. Die Berichte über einzelne Schicksale sind erschütternd.

Auf diese Weise wird das Buch über Breitenau zu einem Findbuch über den Nationalsozialismus in Nordhessen, bzw. die regionale Forschung wird sehr deutlich auf die Unterlagen in Breitenau für eigene Forschungen vor Ort hingewiesen. Zum anderen ist zu erkennen, daß eine Trennlinie zwischen Gestapo und den vielen Institutionen (Arbeitsämter, Krankenkassen, Krankenhäuser, Ortspolizeibehörden, Bürgermeister- und Landratsämter, Firmen und Betriebe usw.)



und denunzierenden Volksgenossen, die der Gestapo zugearbeitet haben, schwer zu ziehen ist, und daß sehr viele Menschen in das Verfolgungssystem verstrickt waren.

Am 31. März 1945 wurden die letzten Gefangenen in Breitenau von den Amerikanern befreit. Unmittelbar zuvor waren noch 150–200 Inhaftierte nach Buchenwald gebracht und 28 Häftlinge von einem Kommando erschossen worden.

Die unselige Kontinuität dieses Ortes führte aber bereits nach einem Jahr wieder zur Belegung mit Korrigenden und vor allem Korrigendinnen. Es waren vielfach junge Frauen, die Beziehungen zu Besatzungssoldaten hatten und aufgrund eines Gesetzes von 1934 (!) eingewiesen worden waren. Auf Betreiben der Militärregierung wurde die Anstalt 1949 geschlossen, im gleichen Jahr aber als „Landesfürsorgeheim Fuldata“ für schwer erziehbare Mädchen wieder eröffnet. Die Umbenennung war von heftigen Protesten der Bevölkerung begleitet. Dieser Abschnitt der Anstalts-geschichte ist noch nicht wissenschaftlich bearbeitet. Die vorhandenen Dokumente lassen aber schon jetzt die Wertung zu, daß das Mädchenheim sich in die Kontinuitätslinien einfügte. Ende der 60er Jahre geriet das Heim in massive öffentliche Kritik, nachdem Marburger Sonderpädago-gen zu dem Ergebnis gekommen waren, daß der Erziehungsstil die bereits milieugeschädigten Ju-gendlichen zusätzlich schädigte. Ordnung und sinnlose Arbeit seien die Höchstwerte des Erzie-hungsvollzugs in Breitenau. 1973 wurde das Jugendheim Fuldata als letztes geschlossenes Erzie-hungsheim in Hessen aufgelöst. Mit der Einrichtung eines offenen psychiatrischen Krankenhauses kurz darauf wurde die fast 100-jährige Tradition der geschlossenen Anstalt Breitenau beendet.

Gunnar Richter behandelt noch andere Aspekte der Nachkriegsgeschichte und zeigt auf, daß auch in Breitenau die Erinnerung an das „Dritte Reich“ verdrängt und die toten und überlebenden Opfer verhöhnt wurden. So wurde der Kasseler Gestapo-Leiter wegen der Erschießungen am Fuldaberg freigesprochen, die 28 Toten samt einem Mahnmal von Breitenau auf einen zentralen Kriegsopferfriedhof umgebettet (und damit die Erinnerung vor Ort endgültig dem Vergessen preis-gegeben) und die überlebenden Opfer mit Almosen abgespeist oder gar nicht entschädigt.

Nur zufällig stieß Prof. Dr. Krause-Vilmar von der GhK 1979 auf Akten in Breitenau, deren Bear-beitung dann in die Gründung einer Gedenkstätte 1984 mündete. Damit wurde erstmals eine ange-messene Auseinandersetzung mit dem tausendfachen Schicksal der Ausgrenzung, Bestrafung, Demütigung und Vernichtung von Leben geleistet. Die mit ehemaligen Gefangenen geführten In-terviews bereichern die Arbeit mit den Akten. Das vorliegende Buch von Gunnar Richter und den Co-Autoren Ralf Löber und Wolfgang Ayaß faßt die bisherige Forschung eindrucksvoll zusam-men. Es ist auch eine Anfrage an uns im Umgang mit Randgruppen, Minderheiten, Nichtangepaß-ten und Fremden. Die weiterführenden Fragen nach den Gründen für diese frappierende Konti-nuität der Ausgrenzung und Erziehung durch Arbeit trotz gesellschaftlichen Wandels treten jetzt in den Vordergrund.

*Bernd Lindenthal*

## **Jüdische Geschichte**

Eisenbach, Ulrich, Heinemann, Hartmut, Walther, Susanne (Bearb.): Bibliographie zur Geschichte der Juden in Hessen. Wiesbaden 1992, 346 S., EfaIn, DM 39,— (Schriften der Kommis-sion für die Geschichte der Juden in Hessen, Bd. XII).

Endlich legt die Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen nach dem 1978 erschiene-nen Schrifttumsverzeichnis zur Geschichte der Frankfurter Juden und einigen inzwischen publi-zierten, regional begrenzten Bibliographien (s. z. B. das Verzeichnis über die alten Kreise Hofgeis-mar, Kassel und Wolfhagen und die Stadt Kassel von Michael Dorhs) eine das Schriftgut aus ganz Hessen erfassende Bibliographie vor. Sie wird die seit gut 20 Jahren begonnene Aufarbeitung der jüdischen Geschichte im lokalen und regionalen Bereich erheblich erleichtern und sicher auch beflügeln.

Das Werk umfaßt 2 500 Titel, die sich ihrem Thema nach mit der Geschichte der Juden in Hes-sen befassen. Es finden aber auch jene Publikationen Berücksichtigung, die ein selbständiges Kapi-tel zur Geschichte der Juden enthalten, sowie Beiträge aus wissenschaftlichen Zeitschriften und Arbeiten aus selbstverlegerischer Tätigkeit. Nicht berücksichtigt wurden die jüdische Primärlitera-tur sowie Seminar-, Staatsexamens- und andere maschinenschriftlich vorgelegten Arbeiten. Der Verzicht auf die zuletzt genannte Gruppe ist sicher ein Manko. Hingegen ist die Erfassung der Zei-



tungsartikel mit eigenem historischen Aussagewert von Vorteil. Für den Benutzer sehr hilfreich sind auch die (vielen Titeln beigegebenen) ergänzenden Hinweise. Sie machen das sonst nur die Verfasser und ihre Titel auflistende Werk an vielen Stellen zu einer kommentierten Bibliographie.

Zur übersichtlichen Erschließung des Materials erfolgte eine Gliederung in dreizehn Sachgruppen. Hilfreich bei der Benutzung des Buches sind ein Verfasserindex, der neben den Autoren auch die Namen der Bearbeiter und Herausgeber enthält, sowie ein kombiniertes Orts-, Personen- und Sachregister. Beide erleichtern den Zugriff besonders auf das lokale Schrifttum.

Es ist bekannt, daß Bibliographien niemals vollständig sein können. Deshalb werden auch für die vorliegende Publikation Nachträge erforderlich werden. Vor einer Neuauflage sollte dann unbedingt ein noch tieferer Blick in die Zeitungsbestände erfolgen. Die zitierte Arbeit von Dorhs zeigt, wie vorteilhaft das sein kann.

Das Buch ist trotz der beiden angesprochenen Erweiterungswünsche ein wichtiges Arbeitsmittel für die wissenschaftliche und ortsgeschichtliche Forschung zur Geschichte der Juden, auch über Hessen hinaus. Es wird allen interessierten Lesern, die sich mit dem Leben, den Leistungen und dem Schicksal der jüdischen Bevölkerung befassen, sehr nützlich sein.

*Friedrich-Karl Baas*

Händler-Lachmann, Barbara und Schütt, Ulrich: „unbekannt verzogen“ oder „weggemacht“. Schicksale der Juden im alten Landkreis Marburg 1933-1945. Marburg: Hitzeroth-Verlag 1992, 245 S. mit zahlr. Abb., Broschur, 39,— DM.

1933 lebten im alten Kreis Marburg (1932 aus den Kreisen Marburg und Kirchhain zusammengeschlossen) 850 Deutsche jüdischen Glaubens in 30 Orten. Noch vor dem Novemberpogrom 1938 schrumpfte ihre Zahl wegen der nationalsozialistischen Verfolgung um mehr als die Hälfte. Einen Monat nach Kriegsbeginn, am 1. Oktober 1939, sind es nur noch 253 Personen in 23 Orten, die in Verzweiflung einem ungewissen Schicksal entgegensehen. Sie sind nicht einfach weggezogen, wie in verräterischer Sprache eine schuldbeladene Bevölkerung ihre Verdrängung artikuliert, sondern sie konnten entweder ins Ausland fliehen oder wurden ermordet.

Um dieses Unrecht nicht völlig der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, ist vorliegendes Buch aus der Arbeit der Geschichtswerkstatt heraus mit finanzieller Förderung des Landkreises entstanden. Es ist ein Gedenkbuch geworden, das die Lebenswege möglichst vieler jüdischer Nachbarn in Kurzbiographien darstellt und, wann immer es möglich war, durch eine Photographie ergänzt. So wurden einerseits den verfolgten Juden ihre Namen und ihre Gesichter zurückgegeben, andererseits ist es erschreckend, wie wenig man heute noch, 50 Jahre nach dem Verbrechen, über jene Mitbürger weiß. Aber wo ganze Familien ausgerottet wurden, scheitern die Nachforschungen oft. Der Blick des Rezensenten blieb bei der Durchsicht immer wieder an den Kinderphotos hängen. Haben nicht wenigstens dieser kleine Junge, jenes kleine Mädchen dem wahnsinnigen Morden entkommen können? Nur allzu oft muß man dann lesen: ins Ghetto Riga, Lublin oder Theresienstadt deportiert und dort ermordet. Die Umstände ihrer/seiner Ermordung sind nicht bekannt.

Nachdem die jüdische Bevölkerung in Ghettos auf den Dörfern zusammengefaßt worden war, erfolgte am 8. Dezember 1941 die erste Deportation von 84 Juden nach Riga, der zweite Transport verschleppte 35 Juden am 31. Mai 1942 nach Lublin und die letzten 36 Personen wurden am 6. September 1942 nach Theresienstadt gebracht. Über 100 Juden, die nach 1933 wegen ihrer unerträglichen Lage aus dem Landkreis weggezogen waren, sind von anderen Orten aus deportiert worden, so z.B. über 30 Personen aus jüdischen Altersheimen aus Frankfurt.

Es wäre wünschenswert gewesen, wenn ähnlich wie im ersten Buch („Vergessene Geschäfte, verlorene Geschichte“) der Leser etwas erfahren hätte über die Geschichte der jüdischen Gemeinden in den einzelnen Orten. Das hätte knapper ausfallen dürfen für Kirchhain, wo es entsprechende Sekundärliteratur gibt, wäre aber für Neustadt, Schweinsberg, Nieder Klein, Lohra oder Wetter sehr sinnvoll (und möglich) gewesen, weil hier die Aufarbeitung noch fehlt. Hilfreich wäre auch ein Ortsregister gewesen, um Verbindungen zu anderen Regionalforschungen zum Thema zu erleichtern. Und noch ein Wort zu den Photos: sie sind fast ausschließlich vor dem 1. Januar 1939, der Kennkartenpflicht für Juden, entstanden und spiegeln in bedrückender Weise die erbärmliche Lage der zum Tode verurteilten Minderheit. Kein Lächeln bewegt die Lippen, sorgende Angst und Unsicherheit spricht aus den Gesichtern. Die Photos lassen ahnen, was diesen Menschen schon vor der Deportation angetan worden ist.

Ein wichtiges Buch. Das vom Nationalsozialismus Zerstörte wird der Vergessenheit entrissen.

*Bernd Lindenthal*



Bambey, Hartwig, Biskamp, Adolf und Lindenthal, Bernd (Hrsg.): Heimatvertriebene Nachbarn. Beiträge zur Geschichte der Juden im Kreis Ziegenhain. Schwalmstadt: Verlag Stadtgeschichtlicher Arbeitskreis e. V. Edition Hexenturm 1993, 478 Illustrationen, 2 Farbtafeln, 815 S., in zwei Teilbänden, geb., DM 68,—, ISBN 3-924296-07-3.

Unter diesem Titel konnte im Juni d. Js. der Stadtgeschichtliche Arbeitskreis Schwalmstadt-Treysa nach gut fünfjähriger Forschungsarbeit einen Sammelband vorstellen, der auf über 800 Seiten die Geschichte der jüdischen Gemeinden im Altkreis Ziegenhain dokumentiert. Begonnen hatte er 1988 mit der Erarbeitung einer Ausstellung anlässlich des 50. Jahrestages der Reichspogromnacht. In der anschließenden zweiten Projektphase entstanden fast 30 Beiträge von 20 Autorinnen und Autoren. Sie umfassen in der thematischen Bandbreite im einzelnen: die Darstellung jüdischer Traditionen, die Geschichte der Synagogengemeinden von den ersten Nachweisen im Mittelalter über die Zeit der Emanzipation, die Entwicklung des politischen Antisemitismus und seine konkreten Auswirkungen in der Region bis zu den Novemberprogromen und der Deportation, sowie die heute noch sichtbaren Zeugnisse jüdischer Geschichte (Friedhöfe, Synagogenbauten etc.).

Der Gewinn einer solchen Regionalstudie gegenüber der Vielzahl von bedeutenden Dokumentationen jüdischen Lebens und Schicksals auf der Ebene des Deutschen Reiches ist, daß sie sehr detailliert und anschaulich Beispiele des Umgangs mit den jüdischen Nachbarn, der Integration und auch den Mechanismen der Ausgrenzung aufzeigen kann. Konkret werden hier die Ambivalenzen in der Geschichte der Juden, ihr Anteil am Leben der Region in kultur-, wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Hinsicht dargeboten.

Während sich Dorothee Hoff mit den praktischen Ergebnissen der Emanzipation der Juden in Kurhessen beschäftigt, zeigt Thomas Weidemann den Werdegang des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Max Liebermann von Sonnenberg im Wahlkreis Fritzlar-Homberg-Ziegenhain auf. Hans Gerstmann dokumentiert den Wandel der Berichterstattung der Lokalpresse über Juden in der Region, Hartwig Bambey belegt die Entwicklung vom „Schutzjuden“ zur Ausgrenzung und Vernichtung und zum historischen Vergessen. Eindrucksvoll zeichnet er in einer exemplarischen Studie das fehlende Unrechtsbewußtsein der politischen Körperschaften nach 1945 am Beispiel eines Wiedergutmachungsvorgangs in der Gemeinde Frielendorf nach.

Dokumentiert wird auch die Geschichte der Synagogengemeinden Treysa, Ziegenhain, Neukirchen, Schwarzenborn, Frielendorf, Oberaula, Merzhausen, Gilserberg u. a. Dabei ist es der guten redaktionellen Arbeit der Herausgeber zu danken, daß Redundanzen, die in solchen Darstellungen fast unvermeidlich sind, sich auf ein Minimum beschränken. Dies wurde nicht zuletzt dadurch erreicht, daß in den Lokalstudien ganz unterschiedliche Darstellungsformen gefunden wurden. So stehen wissenschaftliche Untersuchungen und wahlstatistische Analysen neben Erinnerungsberichten von Zeitzeugen, wie beispielsweise von Schmuel Levi oder Gedalyah Nigal, Photodokumentationen (wie über den jüdischen Friedhof von Oberaula) neben einer mehr familiengeschichtlich orientierten Studie über eine „ländliche Synagogengemeinde“.

Wenn jetzt, über 50 Jahre nach der endgültigen Verdrängung jüdischer Menschen und Traditionen aus dem öffentlichen Leben, diese Dokumentation vorgelegt werden kann, ist es auch ein Schritt historischer Wiedergutmachung, ein Beitrag gegen das Vergessen. Und daß es solches Vergessen auch in dieser Region gab, zeigt die – von den Herausgebern bemängelte – oftmals fehlende öffentliche Erinnerung an die Mitbürger jüdischen Glaubens. Es wäre eine Aufgabe, „für jedermann sichtbare und gut auffindbare Zeichen des aufrichtigen Erinnerns“ zu setzen. „Die Veröffentlichung dieses Buches bietet zu diesem Tun die Chance und ist eine Aufforderung dazu“, erklärt Hartwig Bambey bei der Vorstellung des Buches.

Man habe als Historiker begonnen, das Buch habe jedoch eine aktuelle politische Dimension bekommen, wie die Vorgänge der letzten Monate zeigten, erklärten sinngemäß der Landrat, der Bürgermeister und die Autoren bei der Buchvorstellung. Und in diesem Zusammenhang ist es um so wichtiger, daß eigentlich alle öffentlichen Einrichtungen, die Gemeinden, der Landkreis, das Land Hessen, die evangelische Kirche, Betriebe und Bankinstitute der Region dieses Projekt großzügig finanziell gefördert haben.

Diese aufwendig gemachte Dokumentation, gebunden mit Fadenheftung, mit annähernd 500 Illustrationen (Photos, Tabellen, Zeichnungen und Faksimiles) und 2 Farbtafeln ist ihren Preis von DM 68,— allemal wert.

*Ulrich Schneider*



Magyar Isaacson, Judith: Befreiung in Leipzig. Erinnerungen einer ungarischen Jüdin. Witzenhausen: Ekopan Verlag 1991, 238 S.

Judith Magyar, im Buch meist liebevoll Jutka genannt, ist eine ungarische Jüdin, die an ihrem 19. Geburtstag nach Auschwitz deportiert wurde, dann in der Sprengstoffabrik Hessisch-Lichtenau Zwangsarbeit verrichten mußte, im Frühjahr 1945 wieder deportiert und in Leipzig von Amerikanern befreit wurde.

Mehr als 30 Jahre danach entschließt sie sich, ihre Erlebnisse niederzuschreiben. Soviel Zeit mußte vergehen, bis sie bereit war, „die ungeheuren Explosivkräfte des Erinnerns, des Herausrufens von so viel Tod der anderen und tiefster Verletzung der Menschenwürde in uns selbst“ (S. 9) zuzulassen und damit sich selbst ein zweites Mal zu befreien.

Die Autorin (Jahrgang 1925) erzählt zunächst von ihrer wohlbehüteten Jugend in Kaposvár, dem Hauptstädtchen des Bezirks Somogy im Südwesten Ungarns. Die Juden in Ungarn waren integriert, diskriminiert allerdings durch ein Quotierungssystem von 1920, das ihren Anteil an den Universitäten auf 6 Prozent festsetzte. Nach der Besetzung Österreichs am 13. März 1938 verschlechterte sich die Lage der ungarischen Juden von Tag zu Tag, was auch Jutka in ihrem Gymnasium zu spüren bekam. Mehrere antijüdische Gesetze führten zu sozialen und wirtschaftlichen Härten. Bei Beginn des Zweiten Weltkrieges war Ungarn unter „Reichsverweser“ Miklos Horthy als Verbündeter an Deutschlands Seite und verlor in der Schlacht um Stalingrad seine etwa 200 000 Mann starke II. Armee.

Als Hitler von separaten Friedensverhandlungen Ungarns mit den Alliierten erfuhr, ließ er kurzerhand das Land besetzen (19. März 1944). Die Juden mußte jetzt den gelben Stern tragen, und am 25. Mai 1944 wurde in Kaposvár ein Ghetto errichtet. Am 2. Juli 1944 gab man der verbliebenen Familie – Vater und Onkels waren zum Arbeitsdienst eingezogen, sie kehrten nicht zurück – vier Stunden Zeit, das großelterliche Haus zu räumen, dessen Inventar zuvor schon beschlagnahmt worden war und dessen räumliche Möglichkeiten ein ungarischer Nazi bereits inspiziert hatte. „Es war ein Tag voller Demütigungen. An der Synagoge durchsuchten Beamte unser Gepäck und rissen rücksichtslos an sich, was ihnen gefiel“ (S. 81). Am Abend wurden die geplünderten Juden in den städtischen Schlachthof gebracht. Den folgenden Tag – ihren neunzehnten Geburtstag – ertrug Jutka zwischen 5 000 Menschen auf engstem Raum, je sechs in einer Pferdebox, zu den Schreien gefolterter Juden, von denen die Nazis wissen wollten, wo sie ihre Wertsachen versteckt hatten. Im Viehwaggon, je 75 Menschen in einem Wagen, bei einem Schluck Wasser pro Tag und Person ging die Fahrt dreieinhalb Tage unter quälenden Alpträumen nach Auschwitz, der Hölle, dem „feindlichen Planeten“. Hier tiefste Erniedrigung: nackt, die Haare des Kopfes, unter den Achseln und der Scham abrasiert, werden Jutka, ihre Mutter und ihre Tante Magda – mehr eine Schwester – ins Lager B III gestoßen, das Elendsquartier in der Hölle. In den halbfertigen Baracken ohne Schlafstellen mußten je fünfhundert Menschen auf dem Erdboden vegetieren. Nach drei schrecklichen Wochen zwischen Selbstmordgedanken und Hoffnung, zusammengekauert, dann wieder von der Peitsche zum stundenlangen Zählappell getrieben, kommt sie langsam wieder zur Besinnung. Dann wieder helle Aufregung. Die Überlebenden werden zur Selektion gepeitscht. Instinktiv erkennt sie die Alternativen: links bedeutet Tod, geradeaus wartet Zwangsarbeit, rechts Massenvergewaltigung an der russischen Front. Und hier wagt sie todesmutig verzweifelt das Ungeheuer: nach rechts geschickt trotz dem Befehl und läuft geradeaus, Mengeles Pistole im Rücken, zur Mutter und verschwindet in der Masse. Alle drei bleiben zusammen.

Mit dem Güterzug fahren 1 000 ungarische Jüdinnen nach Hessisch-Lichtenau zur Zwangsarbeit in der dortigen Sprengstoffabrik. Jeder Tag läuft etwa folgendermaßen ab: Zählappell, ein mühseliger Fußmarsch vom Lager zum Bahnhof Lichtenau, eine qualvolle Fahrt im Stehen zum Bahnhof Fürstenhagen und wieder ein langer Fußmarsch zur Fabrik, dort 10–12 Stunden schwere Arbeit. Jutka arbeitet als „Pferd“ und zieht schwere, mit gefüllten Granaten beladene Wagen. Abends derselbe Weg zurück und wieder Zählappell. Es bleibt kaum Zeit, etwas anderes zu tun als zu schlafen. Glücklicherweise entgehen die drei Frauen einer weiteren Selektion. Aber 206 Jüdinnen werden, durch Versprechungen getäuscht, Ende Oktober 1944 nach Auschwitz „zurücküberstellt“, d. h. in die dortigen Gaskammern geschickt.

Der Winter und der Frühling brachten einen einzigen Kampf um Lebensmittel. Die Mittagsrationen fielen manchmal ganz aus, wochenlang bestand die einzige Verpflegung aus einer dünnen, wäßrigen Suppe und einem Kanten Brot.

Ende März 1945 wurden die ausgelaugten Insassen des Lagers vor den anrückenden Amerikanern evakuiert. Ihr Güterzug fährt oder steht über eine Woche. Die Lichtenauer werden in Leipzig in ein riesiges Lager am Stadtrand getrieben. Jutka, ihre Mutter und Tante entrinnen hier geistesgegenwärtig dem Todesmarsch. Diejenigen, die diesen Marsch überlebten, wurden am 25. April in Wurzen von den Amerikanern befreit. Jutka gelingt es, in dem Durcheinander der zusammenbre-



chenden Diktatur, ihre Gruppe nochmals vor tödlicher Gefahr zu bewahren. Am 20. April 1945 feiert sie in einer tanzenden und singenden Menge ausgelassen ihre Befreiung.

In Leipzig lernt sie auch ihren Mann kennen, einen amerikanischen Offizier, mit dem sie in die USA geht.

32 Jahre später beginnt die Autorin den Weg schmerzlicher Erinnerung in Kaposvár. Im Jahr darauf reist sie nach Auschwitz. 1983 besucht sie mit ihrem Mann Hessisch-Lichtenau, ist aber enttäuscht, keine Anhaltspunkte für ihre Memoiren zu finden. Entschlossen, nie wieder dorthin zurückzukehren, tut sie es doch, sogar zweimal, als Gast der Stadt, in der sich aufgrund der Arbeit der „Geschichtswerkstatt“ einiges bewegt hat. Trotz der offiziellen Einladung spürt sie die Ambivalenz in der Aufarbeitung der Vergangenheit. Wirkliche Berührung mit der Bevölkerung findet nicht statt. Im Jubiläumsband zur 700-jährigen Geschichte der Stadt kommt die Zeit von 1933 bis 1945 und damit das 1000fache Schicksal der Zwangsarbeit nicht vor.

Judith Magyar Isaacsons Lebensbeschreibung berührt einen tief. Man kann so ein Buch nicht ohne innere Anteilnahme lesen. Die Autorin ist zudem eine gute Erzählerin, die an ihren Sätzen gefeilt hat. Einige wenige Photographien aus Kindheit und Jugend, in einem Kellerloch im Ghettohaus versteckt, sowie neuere Aufnahmen illustrieren das Erlebte und die Reise in die Vergangenheit. Sie benutzte diese Reisen auch zur sorgfältigen Recherche über den ungarischen Holocaust, und so gelingt ihr die Einordnung ihrer eigenen Lebensgeschichte in den historischen Zusammenhang. Dem Buch, das 1990 zuerst in Amerika erschienen ist, ist angesichts der aktuellen Horthy-Renaissance, des zunehmenden Rechtsrucks in der Politik und der immer häufigeren Ausschreitungen rechtsextremistischer Skinheads in Ungarn eine Übersetzung ins Ungarische zu wünschen.

*Bernd Lindenthal*

Bukowski, Christel, Hartmann, Andrea, Petersen, Uwe, Vaupel, Dieter, Wiechmann, Christiane (Projektgruppe Hirschhagen): Hirschhagen, Sprengstoffproduktion im „Dritten Reich“. Ein Leitfaden zur Erkundung des Geländes einer ehemaligen Sprengstofffabrik, Wiesbaden: Hessisches Institut für Bildungsplanung und Schulentwicklung (HIBS), 2. erweiterte Auflage 1991, 154 S., zahlr. Abb., 1 Kartenbeilage, DM 5,-.

Schneider, Ulrich: Lernort „Hirschhagen“ – Munitionsfabrik – KZ-Außenkommando – ökologische Altlast. Unterrichtsmaterialien für die regionalgeschichtliche Behandlung der Sprengstoff-Fabrik Hirschhagen bei Hessisch-Lichtenau, Hessisch-Lichtenau/Kassel: Geschichtswerkstatt Hessisch-Lichtenau 1992, 10 S. und 11 Dokumente.

Die Sprengstofffabrik Hirschhagen bei Hessisch Lichtenau im Werra-Meißner-Kreis, in der deutsche Dienstverpflichtete und seit 1940 ausländische Zwangsarbeiter, seit 1944 mehr als 1000 ungarische Jüdinnen arbeiten mußten, wird seit einigen Jahren von Studenten und Mitarbeitern des Fachbereichs I der Gesamthochschule Kassel erforscht. Die erstgenannte Veröffentlichung wurde von einer Gruppe von Lehramtsstudentinnen und -studenten und ihrem Mentor Vaupel vorgelegt. Sie wollen zu einem etwa 5 km langen Rundweg durch das Industriegebiet Hirschhagen anregen, wo heute noch erhebliche Reste der Bauten aus den Jahren 1938–1945 zu sehen sind. Der Rundgang, der auf einem beigelegten Bestandsplan eingezeichnet ist, kann zu einer weitergehenden Beschäftigung mit dem Thema Nationalsozialismus führen.

In dem „Leitfaden“ werden mehrere Stationen ausführlicher dargestellt: Bei „Station 1: Verwaltungsgebäude“ wird ein Überblick über die Gesamtanlage (einschließlich der verschiedenen Wohnlager) und den Aufbau der Fabrik gegeben. Bei den Stationen 2 und 3 (Füllstation und Pressengelände) werden jeweils Produktion und Arbeitsbedingungen dargestellt, wobei die Gesundheitsschäden, die durch den Umgang mit dem giftigen Material entstanden, besonders hervorgehoben werden. Bei der Schleifschlammhalde steht die ökologische Belastung durch die Produktion im Vordergrund. Von den Lagern, in denen die Zwangsarbeiter untergebracht waren, werden zwei ausführlicher dargestellt. Die einzelnen Abschnitte werden jeweils durch Materialteile ergänzt.

Der Anhang der überarbeiteten zweiten Auflage enthält Presseberichte über die Arbeit der Projektgruppe sowie einen Auszug aus dem Schriftverkehr. Dabei wird noch einmal – wie in den Vorbemerkungen – darauf aufmerksam gemacht, daß bei dem Verlassen der öffentlichen Straßen erhebliche Gefahren bestehen und daß das Privatgelände nur nach Rücksprache mit dem Eigentümer betreten werden darf.

Ulrich Schneider, der bereits 1985 zusammen mit Ralf König den Band „Sprengstoff aus Hirschhagen. Vergangenheit und Gegenwart einer Munitionsfabrik“ vorlegte, will mit seiner Materialsammlung Möglichkeiten zur Beschäftigung mit dem Thema in der Sek. I u. Sek. II eröffnen (S. 2).



In der didaktischen und inhaltlichen Einführung gibt er den Hinweis: „Wie bei allen historischen Dokumenten ist es notwendig, mit quellenkritischen Methoden an die Materialien heranzugehen.“ (S. 6) Dabei fällt auf, daß sechs der insgesamt 19 Dokumente ohne Quellenangabe abgedruckt werden! Vier von ihnen stammen – wie sechs weitere gekennzeichnete – aus dem „Leitfaden“. Bei drei Texten ergeben sich – wenn auch minimale – nicht gekennzeichnete Textvarianten. Bei einem Photo des Lagers Vereinshaus fehlt der Hinweis auf das Aufnahmedatum 1952. Da Schneider – abgesehen von wenigen knappen didaktischen Hinweisen – auf Leitfragen verzichtet und in der Zusammenstellung der ergänzenden Materialien, Texte und Medien den „Leitfaden“ als „Pflichtlektüre für jeden, der einen Besuch in Hirschhagen intensiver vorbereiten möchte“ (S. 7/8), stellt sich die Frage, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, wenn das Hessische Kultusministerium, das die Drucklegung finanziell unterstützte, das Geld für einen Nachdruck des „Leitfadens“ verwendet hätte, da er im HIBS-Katalog 1993 unter der Rubrik „Geringe Bestände“ aufgelistet wird.

*Eberhard Mey*

Schäfer, Bernhard (Hrsg.): Unsere jüdischen Mitbürger in Karlshafen. Austreibung und Leidensweg unter dem Naziregime. Bad Karlshafen: Verlag des Antiquariats Bernhard Schäfer 1993, 80 S., brosch., DM 14,80 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Karlshafen und des Weser-Diemel-Gebiets H. 3).

Das hier angezeigte Buch ist – richtig verstanden – eine echte Überraschung. Wie hatte doch Meta Frank, 1914 in Karlshafen geborene heutige israelische Staatsbürgerin, 1988 angemerkt? „In all den (i. e. 50) Jahren hat sich niemals jemand darum gekümmert ... aber offiziell kam aus Karlshafen niemals eine Zeile! ... Karlshafen hat uns einfach nicht nur vergessen, sondern ausgelöscht, und das war für mich ein sehr bitteres Gefühl“ (Jb. Ldkrs. Kassel 1988, S. 110). Diese Haltung der politischen Gemeinde findet sich auch im vorliegenden Band gespiegelt im Begleitwort der Gertrud Sonnenberg geb. Michelsohn zu ihrem in vielen seiner grauenvollen Details unfäßlichen Überlebensbericht, wenn die heutige US-Bürgerin an ihren ersten (und wohl letzten?) Karlshafen-Besuch erinnert: „1980 haben wir einen Abstecher nach Karlshafen gemacht. Was für eine wunderschöne Stadt! Aber wieviel Leid haben wir dort erfahren! Das Rathaus hatten wir zuerst aufgesucht. Wir stellten uns vor ... Wir hatten keinen Erfolg ... Man war überhaupt nicht interessiert ...“ (S. 50f.). Daß dieser Band kein Vorwort des amtierenden Bürgermeisters kennt und offensichtlich (s. Nachwort) auch ohne jede städtische Hilfe publiziert wurde, überrascht vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen von Betroffenen nicht.

Soweit zu den Rahmenbedingungen, in die der örtliche Antiquar Bernhard Schäfer sein um Aufhellung der menschlichen Schicksale bemühtes Bändchen stellt. In einer einfühlsamen Weise, wie sie nur der ehrlich Mitempfindende zu leben und auszudrücken vermag, schildert er auf dem Weg der Kombination verschiedener Quellen (autobiographische Zeugnisse, Zeitzeugen-Schilderungen, Zeitungs- und Archivmaterial etc.) die Schicksale von elf Familien und Einzelpersonen, die unter dem Naziregime vertrieben oder ermordet wurden. (Daß sich Schäfers Recherchen nur auf die Karlshafener Bürger der gemeinsamen Synagogengemeinde Helmarshausen-Karlshafen beziehen, wird im Band begründet, bleibt aber unbefriedigend.)

Man darf an diese ehrliche Daten-Sammlung mit ihren nur bedingt harmonisierten Unterlagen sicher nicht mit ganz strengen wissenschaftlichen Maßstäben herangehen. Sie stellt z. Zt. die bestmögliche Annäherung an das für manche der schuldhaft verstrickten Personen und für deren Nachkommen in höchstem Maße peinliche, oft genug unvorstellbare Geschehen dar. Schäfer hat aus dem Nebel verblassender Erinnerung wieder Menschen hervortreten lassen, hat sie greifbar und begreifbar gemacht als Bürger einer kleinen Gemeinde, in der „jeder jeden kennt“. Das nach wenigen Verkaufstagen in der Badestadt als das „gelbe Buch“ apostrophierte Werk vermittelt genau diese Tatsache: Jeder kannte, jeder wußte ... Dieses deutlich gemacht und die Suche nach einer Begründung, warum gerade in Karlshafen die Ausschreitungen besonders brutal, besonders menschenverachtend waren, angestoßen, mithin Erinnerungen, Bewußtsein geweckt und damit erst den Grund zu einer Versöhnung gelegt zu haben, ist das eigentliche Verdienst des kleinen Bandes.



Einer vermutlich nötigen zweiten Auflage ist mehr Datengenauigkeit, größere Transkriptionssystematik (oder deren völliges Fehlen!) bei den beigegebenen Urkunden und Dokumenten und eine etwas weniger eigenwillige Zeichensetzung, gelegentlich auch Rechtschreibung zu wünschen. Daß der auch vom Herausgeber eingeräumte Mangel an „Recherchen in den staatlichen Archiven in Kassel (sic!), Marburg und Wiesbaden“ (S. 79) (und nicht nur dort!) behoben werden muß, ist ebenso selbstverständlich wie es sträflich ist, ein in der Nachbarstadt beheimatetes, mit genau diesem Themenschwerpunkt befaßtes regionales Museum mit der Vielfalt seiner Möglichkeiten einfach zu ignorieren. Einige wenige Beispiele sollen die Notwendigkeit einer kritischen Überarbeitung verdeutlichen: Die Eheleute Rose (vgl. S. 77, Anm. 3) waren getaufte Christen und nicht nur „der evangelischen Kirche zugetan“; die von Schäfer verwendeten Begriffe „Halbjude“ bzw. „Halbjüdin“ für den Sohn Günther und die Tochter Ingeborg Dagmar (S. 70 bzw. 71) akzeptieren kommentarlos die NS-Ideologie und ihre Terminologie. Sie sind zudem völlig falsch: Die Nationalsozialisten hätten in einem Fall wie dem hier benannten bereits konvertierter Eltern von „Rassejuden“ gesprochen. Hildegard Rose wanderte nicht direkt nach Los Angeles aus, sondern emigrierte zunächst nach Prag; ihre Schwester ging ins Kloster, Nonnen brachten sie nach Florenz. Irmgard Königsthal emigrierte nicht nach Jugoslawien sondern via Jugoslawien nach Palästina; Iwan Kleeblath und Kurt Rinteln sind – wohl weil unzureichend greifbar – überhaupt nicht erwähnt; das schreckliche Schicksal der wegen einer Liebesbeziehung zurückbleibenden Käthe Katz wird nicht deutlich: über das niederländische Lager Westerberg kam sie nach Auschwitz, wo sie ermordet wurde.

Dennoch: schon jetzt ein wichtiges Buch. Der HNA Nr. 205 vom 3. September 1993 war zu entnehmen, daß die politische Gemeinde Bad Karlshafen jüngst 1000,— DM an das israelische Dokumentationszentrum Yad Vashem übermittelt hat, wo zwei Gedenksteine die Namen der ehemaligen jüdischen Gemeinden Helmarshausen und Karlshafen tragen sollen. Ich denke, man hat in Hessen nördlichster Spitze einen neuen Weg zu gehen begonnen, und dafür ist es bekanntlich nie zu spät.

*Helmut Burmeister*

## Personengeschichte

Renkhoff, Otto: Nassauische Biographie. Kurzbiographien aus 13 Jahrhunderten. Wiesbaden: Historische Kommission für Nassau 1992, 2. vollst. Überarb. u. erw. Aufl., 1072 S., DM 98,— (Veröffentlichung der Historischen Kommission für Nassau Bd. 39) (ISBN 3-922244-90-4).

In der ZHG 91 (1986) S. 274 konnte der ersten Auflage der hier angezeigten „Biographie“ höchstes Lob als einem „unverzichtbaren Nachschlagewerk“ ausgesprochen werden. Dem ist für die 2. Auflage – besser: die neue Ausgabe – kaum etwas hinzuzufügen.

Wer immer in der oder für die Provinz Nassau (in ihrer weitesten Ausdehnung) tätig geworden ist, dort geboren wurde oder ansässig war, findet sich mit allen biographischen Kerndaten (ggf. samt persönlicher Bibliographie) erfaßt. Die etwa gleiche Länge der den Personen gewidmeten Kapitel erklärt sich aus der Gleichheit der Abfrage ihrer Lebens- und Werkdaten. Der wesentliche Unterschied, der den vorliegenden Band zu einer tatsächlichen neuen Ausgabe macht, ist die von 2541 auf 4946 gesteigerte Zahl der vorgestellten Persönlichkeiten, was sich lt. Otto Renkhoff vor allem der Erschließung „neuer Quellen“ verdankt, aber auch in der verstärkten Auswertung der biographischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts und in der erheblichen Ausweitung einbezogener Personenkreise begründet liegt. Statt der 24 notierten Berufsgruppen der ersten Auflage sind diesmal „alle Lebens- und Aktionsbereiche“ (s. Vorwort) erfaßt und unter 29 Begriffen differenziert aufgelistet. Das kritische Bedauern der ersten Buchvorstellung wird von Renkhoff aufgenommen und als berechtigt bestätigt: „Mangels ausreichender Quellen kommen Leute der Praxis und des tätigen Lebens, besonders in Handwerk und Handel, leider zu kurz.“

Dieser Einschränkung ungeachtet ist diese umfangreiche, detailliert darstellende Nassauische Biographie mit ihrem breiten wissenschaftlichen Apparat (z. B. sehr umfangreiches Literaturverzeichnis; ein „Zeitregister“, das die ungefähr zeitgleich Lebenden in immer kürzeren Epochen seit dem Mittelalter zusammenordnet; dazu ein Namensregister der Ehepartner und Mütter sowie ein Ortsregister) ein vortreffliches Handwerkszeug für Forschung und Lehre.

*Helmut Burmeister*



Krause, Heinz: Das Tagebuch des Sockenstrickers Johann Valentin Asteroth aus Treysa (1776–1831). Hrsg. v. Stadtgeschichtlichen Arbeitskreis e. V. Schwalmstadt-Treysa 1992. 86 S., 28 Abb., DM 18,50.

In der Murhard'schen Bibliothek in Kassel befindet sich das Original eines Notizbuches, in das J. V. Asteroth seine Eindrücke und Erlebnisse von seinem Abmarsch am 7. Mai 1776 in Richtung Bremen bis zu seiner Entlassung in Treysa am 16. Februar 1784 eintrug. Dieses interessante Tagebuch ist nunmehr als hübsches Bändchen verfügbar und läßt den Marsch, die Einschiffung der Hessischen Soldaten nach Amerika und den Unabhängigkeitskrieg, den Asteroth als Gehilfe des Feldpredigers Kümmel (von dem ebenfalls Aufzeichnungen vorliegen) miterlebte, für uns Heutige wieder lebendig werden.

Die Übertragung der Tagebuchaufzeichnungen wird ergänzt und komplettiert durch Zitate aus den zeitgenössischen Regimentsjournalen, aus Tagebüchern und anderen Quellen. Im Anhang findet sich eine Liste der Kriegsteilnehmer aus dem Altkreis Ziegenhain im Regiment von Huynes. Kurze einleitende Bemerkungen des Verfassers stellen den eigentlichen Tagebuchtext in seinen historischen Zusammenhang.

Aus der damaligen Zeit sind auch die meisten Abbildungen: Portraits, Uniformen, Landschaften, Orden. Sehr gelungen ist der von W. Hagemüller gestaltete farbige Umschlag: Ein Diorama zeigt eine Gruppe hessischer Soldaten, die an der Silhouette der ummauerten Stadt Treysa vorbeimarschieren.

*Kurt Freytag*

Menk, Gerhard: Georg Friedrich von Waldeck (1620–1692), eine biographische Skizze (Waldeckische Historische Hefte, Band 3) Arolsen: Waldeckischer Geschichtsverein 1992, 172 S. und 7 Abb.

Georg Friedrich, der 1682 in den Reichsfürstenstand erhobene Graf von Waldeck, ist wohl der bedeutendste Regent der Grafschaft in der frühen Neuzeit. Da neuere biographische Darstellungen fehlen, ist es sehr zu begrüßen, daß Gerhard Menk, der durch zahlreiche Veröffentlichungen als Kenner der waldeckischen Geschichte ausgewiesene Marburger Oberarchivrat, zu seinem 300. Todestag die vorliegende Untersuchung verfaßte. Er wertet neben den Beständen des Waldeckischen Archivs im Staatsarchiv Marburg auch Archivalien anderer Archive in Deutschland, den Niederlanden, Paris und Wien aus.

Nach einem Überblick über Historiographie und Quellen wird zunächst der Lebenslauf umrissen: Georg Friedrich trat nacheinander in die Dienste der Generalstaaten, Brandenburgs, Habsburgs, Schwedens, des Reiches, Braunschweig-Lüneburgs und noch einmal der Generalstaaten. Die bereits mit dieser Auflistung angedeutete Weite seiner Tätigkeit wird in den folgenden drei Kapiteln unter thematischen Gesichtspunkten präsentiert, wobei es Menk gelingt, die wechselseitigen Bezüge und Bedingtheiten herauszustellen. Georg Friedrich erkannte bereits in jungen Jahren, daß die Protektion eines mächtigen Dienstherrn für einen kleinen Reichsgrafen von Vorteil sein kann, und nahm es in Kauf, daß er sich dadurch oft außerhalb seines Landes aufhalten mußte. Seine Tätigkeit in der „großen Politik“ war geprägt vom Kampf um ein europäisches Gleichgewicht. Während er zunächst die Aufrichtung einer habsburgischen Monarchie im Reich fürchtete, richteten sich seit 1672 seine Bemühungen gegen eine Vorherrschaft Frankreichs. Dieser Einstellung entsprach sein Verhältnis zum Reich: Der Skeptiker entwickelte sich zunehmend zu einem Anhänger des Reichsgedankens.

Trotz der Auftritte auf der großen politischen Bühne blieb Georg Friedrich vor allem waldeckischer Landesherr. Seiner Tätigkeit als Territorialpolitiker ist das umfangreichste Kapitel gewidmet, in dem Menk präzise darstellt, wie das „absolutische Wollen“ oft nur „begrenzte Wirkung“ zeigte.

Die abschließende Würdigung „Georg Friedrich als Staatsmann des 17. Jahrhunderts“ stellt dessen zentrale Anliegen heraus: Nach den Erfahrungen des 30jährigen Krieges war er vor allem um Sicherheit für sein Land bemüht. Auch in einem kleinen Territorium wie Waldeck wurde die Souveränität zu einer wichtigen Kategorie; der Staat mußte möglichst viel Macht akkumulieren, und die Tätigkeit des Fürsten mußte der Staatsräson seines Landes folgen. Menk zeigt, daß Georg Friedrich damit insgesamt erfolgreich war und so die Grundlage für das Weiterbestehen Waldecks bis zum Jahr 1929 legte. Angesichts der vielfältigen Beziehungen und Interessen des Fürsten, die oft nur in Fußnoten angedeutet werden, bedauert der Leser, daß die „biographische Skizze“ nicht weiter ausgeführt wurde.



Im Anhang werden drei Quellen aus Beständen des Marburger Staatsarchivs publiziert, die verschiedene Aspekte der Tätigkeit des Fürsten illustrieren: Eine Anweisung zum Bau des Rhodener Schlosses wird gefolgt von einem der zahlreichen Memoriale über die eigene Situation und die Verhältnisse im Reich und Europa aus dem Jahr 1658. Ein 1673 abgefaßtes Verzeichnis listet die Leistungen des Fürsten als Regent Waldecks auf.

*Eberhard Mey*

Metz-Becker, Marita: Henriette Keller-Jordan. Porträt einer vergessenen Schriftstellerin. Marburg 1992, 128 S., 25 Abb. (= Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 41).

Wer war Henriette Keller-Jordan? Mit vielen anderen in ihrer eigenen Zeit bedeutenden Menschen teilt sie das Schicksal, für lange Zeit oder (fast) für immer vergessen worden zu sein. Aber nicht jeder, der in seiner Zeit eine herausragende Rolle spielte, nicht jedes Werk, das in seiner Zeit Anerkennung fand, hat späteren Generationen etwas zu sagen. Wer also war Henriette Keller-Jordan, daß man sie jetzt, knapp hundert Jahre nach ihrem Tod, wieder zu entdecken beginnt?

Die Autorin gibt eine erste Antwort in der Vorbemerkung: Sie will „die Biographie einer überaus produktiven Schriftstellerin (...) rekonstruieren und einer breiteren Öffentlichkeit bekannt (...) machen“ (S. 7), aber nicht, weil sie dem Werk Henriette Keller-Jordans (mit Ausnahme des Romans „Die Grubers“ und vor allem ihrer Autobiographie) eine herausragende Bedeutung zuspräche – nach ihren eigenen Aussagen „kommt das erzählerische Werk Keller-Jordans nicht über den Status der Unterhaltungsliteratur hinaus“ (S. 112) –, sondern weil dieses „Autorinnenporträt auch exemplarischen Charakter für die ‚Schreibende Frau‘ des 19. Jahrhunderts“ trägt (S. 7).

Damit geht die Aufgabe, die sich die Autorin vorgenommen hat, weit über die im Untertitel der vorliegenden Darstellung angesprochene Wiederentdeckung hinaus: „Sowohl der zeitgeschichtliche Zusammenhang als auch die psychischen Bedingungen, unter denen literarische Produktionen von Frauen im vorigen Jahrhundert entstanden, werden dabei mitreflektiert und anschaulich gemacht“ (S. 7), Leben und Werk Henriette Keller-Jordans – vor allem ihre Autobiographie – geben „den Kultur- und Sozialwissenschaften Einblick in den Lebensalltag“ (S. 118) der Frau im 19. Jahrhundert. Ein für jene Zeit typisches Frauenschicksal also? Nein, gerade das nicht, denn mit Henriette Keller-Jordan wird „die Lebenswirklichkeit einer sich aus den Fesseln der patriarchalischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts emanzipierenden Frau“ (S. 8) gezeigt.

Metz-Becker zeichnet mit viel Engagement das Porträt dieser Schriftstellerin, die – weder was ihre Herkunft, noch was ihr Leben und ihre Begabung anbetrifft – eine durchschnittliche Frau war. Aber die Autorin kann sich von ihrer eigenen Herkunft aus der Frauenbewegung der 70er Jahre unseres Jahrhunderts nicht lösen, und so zeichnet sie nicht – wie im Untertitel versprochen – das „Porträt einer vergessenen Schriftstellerin“, sondern deren Leben wird benutzt, um ein „Paradigma für all jene schreibenden Frauen des 19. Jahrhunderts“ (S. 24) zu geben, die die „einzige Chance des Entrinnens“ aus den „ihr feindlichen Lebensumständen“ ergriffen, „sich schreibend als Person überhaupt erst zu erschaffen“ (S. 10).

Das Interesse Metz-Beckers für die die Frau begrenzenden, einengenden, bedrängenden Verhältnisse im 19. Jahrhundert ist mitunter so stark, daß sie weniger Henriette Keller-Jordan (die sich schließlich aus den Zwängen der Gesellschaft befreien konnte) als die allgemeine Situation der Frau darstellt. Ihre Bewertung sowohl der Haltung und der Reaktionen Henriette Keller-Jordans als auch der ihres Umfeldes, vor allem des Vaters, ist mitunter sehr subjektiv und damit unsachlich und ungerecht; so (zu Recht) kritisch Metz-Becker die Situation der Frau im 19. Jahrhundert sieht, so unkritisch steht sie den von der Frauenbewegung unserer Zeit proklamierten Forderungen gegenüber. Und so beurteilt die Autorin das Schicksal ihrer „Heldin“ allein nach den Maßstäben der heutigen feministischen Vorstellungen von Selbständigkeit und Autonomie (S. 54), von Selbstverwirklichung allein im Beruf (s. v. a. S. 48).

Selbst die Leistung Henriette Keller-Jordans als Schriftstellerin wird nicht als solche betrachtet; ihr Werk ist nach Ansicht Metz-Beckers „Frauenliteratur“, weil vom eigenen Erleben geprägt, ihre Reiseerzählungen werden mit dem Stichwort „Feminazentrismus“ (S. 61) belegt; wird aber nicht jeder literarische Text gerade dadurch glaubwürdig, daß er „Bereiche des (eigenen) Lebenszusammenhangs“ darstellt, „Schlußfolgerungen und Reflexionen“ enthält, die sich „aus dem eigenen (...) Erfahrungsbereich ergeben“, die „Sensibilität“ des Autors auf „eigener Betroffenheit“ (S. 62 f) beruht, unabhängig davon, ob der Text von einem Mann oder einer Frau geschrieben worden ist?

Über die Bedeutung des Werkes von Henriette Keller-Jordan kann und soll hier nicht gesprochen werden, die Darstellung Metz-Beckers, und hier besonders die wiedergegebenen Zitate aus dem Werk Henriette Keller-Jordans vermögen das Interesse, ja, die Lust auf eine intensivere Lektüre dieser Schriftstellerin des letzten Jahrhunderts zu wecken.

*Renate Menzel*



Hans von Volkmann. 10 Farbreproduktionen, mit einem Begleittext von Bernd Küster. Marburg: Jonas-Verlag 1993, Kunstdruckmappe, DM 18,— (ISBN 3-89445-151-3).

Der auf vielen Gebieten publizistisch aktive Jonas-Verlag Marburg stellt in der Herausgeberschaft des Vereins Willingshäuser Malerstübchen e. V. in einer auf einheitliche Abbildungsgröße gebrachten kleinen Kunstdruckmappe den „Schwälmer“ Maler Hans Richard von Volkmann (1860–1927) als Graphiker und insbesondere Lithographen vor. Die Auswahl der Abbildungen ist geschickt (oder ist es der sowohl die biographischen Fakten wie die technischen Entwicklungen akzentuierende 7seitige Begleittext von Bernd Küster?). Von Volkmann wird greifbar als Landschaftsmaler in engem Freundschaftsverhältnis zu Carl Bantzer und als mit dessen Fähigkeit begabt, auch einfachste landschaftliche Elemente durch eine geschickte Wahl der Perspektive, Größenverhältnisse und Farben zu individualisieren, sehenswert zu machen. Der in Düsseldorf und Karlsruhe ausgebildete Volkmann bedurfte auf dem Höhepunkt seines Schaffens keiner „dramatischen Landschaft“, deren besondere Akzente sich dem Betrachter auch ohne die aufarbeitende künstlerische Gestaltung aufdrängen; er erhob vielmehr den sanften Hügel oder die Busch- und Baumgruppe, den Blick über ein Ährenfeld oder in ein Flußtälchen zu seinem Sujet und öffnete dem Betrachter mit Hilfe seiner in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts weitverbreiteten Lithographien die Augen für die Schönheit und die Besonderheit der Natur um uns. Küster, der seinen Begleittext durch wichtige Querverweise kunstgeschichtlich absichert, porträtiert Volkmann als einen Künstler, der „leidenschaftlich die Verwandlung einer jedes Gefühl übersteigenden Natur mit zurückhaltenden künstlerischen Mitteln erprobte, um sich selbst immer wieder neu als ein Teil dieser unendlichen Natur zu erfahren“.

Die kleine empfehlenswerte Mappe des Willingshäuser (und Sababurger! Dahin gehört wohl mindestens das Blatt Nr. 3.) Malers H. R. von Volkmann ebnet den Weg zu einer Wiederbegegnung mit einem echten und tiefen Natur- und Kunstbekenntnis in einer Zeit des Natur- und Kunstverlustes.

*Helmut Burmeister*

Küster, Bernd: Carl Bantzer. Marburg: Hitzeroth 1993, 340 S., Format: 24×31,5 cm, 264 Abb., davon 83 in Farbe, Schuber, DM 248,— (ISBN 3-89398-048-2).

Der großformatige, damit gelegentlich in seinen herrlichen Abbildungen den Originalen größenähnliche Band über Carl Bantzer (und die Malerkolonie Willingshausen) ist ein Buch zum Verlieben. Die drucktechnisch hervorragende Gestaltung und außerordentliche Qualität der 83 Farb- und 181 Schwarzweiß-Abbildungen erlaubt eine ganz intensive, fast „persönliche“ Begegnung mit dem großen Künstler. Das Literaturverzeichnis mit seinen ca. 180 Titeln verdeutlicht eine auch weiterhin anhaltend umfassende Auseinandersetzung mit der ländlichen Genremalerei und darin vor allem mit dem bedeutenden „hessischen“ oder „Schwälmer“ Maler Carl Bantzer (1857–1941).

Die künstlerische Gesamtleistung und Bantzers persönlicher Stil sind – von der „Moderne“ nicht unbedingt goutiert, in den 30er Jahren für eine politische Ideologie vereinnahmt und damit doppelt verdächtig geworden – dennoch heute unumstritten. Längst ist der Maler, der wahrheitsgetreu und ohne Versuche einer Idealisierung das Landleben um die Jahrhundertwende geschildert hat, wegen seiner hohen Authentizität zum Zeugen vergangener Tatbestände und Entwicklungen geworden. Ingeborg Weber-Kellermanns im Literaturverzeichnis erwähntes Buch über das „Landleben im 19. Jahrhundert“ ist nur ein Zeugnis für diesen Ansatz in der Hochschätzung des Künstlers. Der akademische Lehrer, der gesuchte Porträt- und feinsinnige Landschaftsmaler, der Schriftsteller und Chronist (u. v. a. „Hessen in der deutschen Malerei“, in mehreren Auflagen) Bantzer erfährt aus der Feder von Bernd Küster, dem Leiter der Kunsthalle Wilhelmshaven, eine eingehende biographische Würdigung, die sowohl den nicht immer leichten persönlichen Weg Bantzers (und vor allem seine Distanz zu den NS-Machthabern!) wie auch die Entstehungsgeschichte aller wichtigen Gemälde enthält.

Ein sicher unbedeutender Hinweis sei erlaubt: Nicht immer reichen die textlichen Einbindungen einbezogener Personen zur Klärung ihrer Stellung im Leben des Künstlers aus; hier wäre in einigen Fällen die Erweiterung des Personenregisters zu einer Art „Willingshäuser Biographie“ o. ä. wünschenswert.

Insgesamt: Ein hervorragendes personalhistorisches, kunstgeschichtliches und landeskundliches Werk, vermutlich einer der in jeder Hinsicht qualitativsten Bände, die in dem Publikationsjahr 1993 in Hessen verlegt wurden.

*Helmut Burmeister*



Metz-Becker, Marita: *Schreibende Frauen. Marburger Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts*. Marburg 1993, 2., erweiterte Auflage, 134 S., 50 sw-Abb. (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 31).

In 2. erweiterter Auflage liegt der Band „Schreibende Frauen – Marburger Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts“ von Marita Metz-Becker vor.

Zu den dreizehn Schriftstellerinnen, die in der ersten Auflage des Bandes vorgestellt wurden, kommen in dieser Neuauflage die Biographien weiterer Frauen hinzu, die in der männlichen Geschichtsschreibung in Vergessenheit geraten sind.

Der Autorin ist es in mühsamer Recherche im Staatsarchiv Marburg und in Bibliotheken gelungen, die Lebensgeschichten einiger Frauen, die sich im 19. Jahrhundert schriftstellerisch betätigt und dabei eine Zeitlang in Marburg gelebt haben, wiederzuentdecken. Sie leistet damit einen grundlegenden Beitrag zu einer umfassenden Frauengeschichte der Stadt Marburg, der wesentlich die Geschichte der Stadt insgesamt ergänzt.

Alle sechzehn Frauen haben einen Teil ihres Lebens in Marburg verbracht und diese Zeit schriftlich fixiert. So unterschiedlich wie die porträtierten Frauen sind auch deren Schicksale und die Bedingungen, unter denen sie sich zu „schreibenden Frauen“ entwickeln konnten.

Im ersten Teil werden drei Frauen der Frühromantik vorgestellt: Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling, Sophie Mereau-Brentano und Bettina Brentano-v. Arnim.

Diese Frauen profitierten von den Umwälzungen gegen Ende des 18. Jahrhunderts und von den großen Namen ihrer Ehemänner. Die Emanzipation des Bürgertums aus der feudalen Gesellschaft machte die Emanzipation der Frau innerhalb des Bürgertums möglich. Der Griff zur Feder wurde zu einer der wenigen Möglichkeiten der Meinungsäußerung für Frauen.

Der zweite Teil behandelt Schriftstellerinnen, die, mit zwei Ausnahmen, von der Literaturgeschichte bisher überhaupt nicht zur Kenntnis genommen wurden, obwohl sie zahlreiche Schriften veröffentlichten und zu Lebzeiten recht erfolgreich und bekannt waren. Ein Beispiel hierfür ist Anna Ritter, die nach dem Tod ihres Mannes mit der schriftstellerischen Tätigkeit begann, aufgrund ihres Erfolges sogar als literarische Beirätin in einem Verlag tätig war, deren Biographie aber bereits 90 Jahre nach ihrem Tod nahezu vergessen ist.

Auch die Marburger Stadtgeschichtsschreibung hat diese Autorinnen bislang vernachlässigt.

Viele Lebensgeschichten sind durch verwandtschaftliche Beziehungen oder private Kontakte miteinander verbunden. Diese Verbindungen werden aufgezeigt und erleichtern so die Einordnung in gesellschaftliche Zusammenhänge.

Zahlreiche Abbildungen der Wohnhäuser, in denen, soweit bekannt, die Frauen während ihres Marburg-Aufenthaltes gelebt haben, beleuchten zusammen mit anderen historischen Aufnahmen und Porträts das Umfeld, in dem die Frauen lebten.

Etliche Originaltexte, Gedichte, Briefe und sonstige Veröffentlichungen ergänzen und veranschaulichen die Biographien. Dank zahlreicher Literaturhinweise ergibt sich für die interessierten LeserInnen die Möglichkeit, weiter zu forschen und den spannenden Geschichten zu folgen.

Insgesamt ist dieser Band nicht nur für die Frauenforschung und die Marburger Stadtgeschichte wichtig, es macht auch zudem Spaß, darin zu schmökern.

*Dagmar Ruhlig*

## Varia

Kugler, Hartmut, Lauer, Bernhard, Paul, Fritz, Röhrich, Lutz, Schmidt-Wiegand, Ruth (Hrsg.): *Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft*, Bd. I, Kassel 1991, 254 S. (zu beziehen über die Gesellschaft, Brüder-Grimm-Platz 4a).

Die Brüder Grimm-Gesellschaft bemüht sich seit Jahren um ein periodisch erscheinendes Publikationsorgan. Seit Herbst 1991 liegt es endlich als Jahrbuch, Band I, vor. Nach dem Editorial sollen seine Themenbereiche die germanische Sprach- und Literaturwissenschaft, die Rechts- und Geschichtswissenschaft, die literarische Volkskunde sowie die Überschneidungsbereiche zur romanischen, slawischen, keltischen und finno-ugrischen Philologie sein. Vor dem Hintergrund der allgemeinen Bemühungen zur Vereinigung Europas und der Bestrebungen unserer Gesellschaft, multikulturell zu denken und zu handeln, ist diese Zielsetzung nur zu begrüßen. Es bleibt aber die Frage, ob sie auch erreicht werden wird.



Band I des Jahrbuches befindet sich dazu auf einem guten und erfolgversprechenden Weg. Im Aufsatzteil faßt Hans-Bernd Harder (Marburg) unter dem Titel „Aufgaben und Perspektiven der Brüder Grimm-Forschung“, gewissermaßen als „Nachlese“, die Aktivitäten zu den Geburtstagen 1985 und 1986 der Brüder Jacob und Wilhelm zusammen. Danach folgt ein umfangreicher Beitrag von Bernhard Lauer (Kassel), Bärbel Plötner (Leipzig) und Donatien Laurent (Brest). Die drei Autoren zeichnen die Verbindungen Jacob Grimms zum bretonischen Schriftsteller und Gelehrten Th. Hersart de La Villemarqué nach und edieren einen umfangreichen, bisher nicht bekannten Briefwechsel. Er fand sich unlängst im Grimm-Nachlaß-Material in Berlin, Krakau und Keransquer in der Bretagne. Mit dieser Arbeit korrespondieren die Ausführungen von Donatien Laurent (Brest) über Théodore Hersart de La Villemarqué.

Zwei weitere Studien stammen aus der Feder von Ruth Schmidt-Wiegand (Münster). Die Autorin setzt sich einmal mit den Rechtsaltertümern Jacob Grimms in der Kritik der heutigen Zeit und zum anderen mit Jacob Grimms Vorlesung über die „deutschen Rechtsaltertümer“ auseinander.

In weiteren Beiträgen beschäftigen sich Günther Hampel (Marburg) mit den Goßfelder Pfarrern Bang und ihren Beziehungen zum Kreis der Romantiker in Marburg, Emil Skála (Prag) mit der frühneuhochdeutschen Sprache in Böhmen und der Slowakei, Dieter Hennig (Kassel) mit dem Besuch von zwei Mitgliedern einer japanischen Handelsdelegation im Jahre 1862 bei Jacob Grimm in Berlin und Ulrich Steltner (Erlangen) mit russischen Kunstmärchen der Jahrhundertwende.

Für die Mitglieder der Gesellschaft besonders wichtig ist der Teil „Besprechungen und Berichte“. Er stellt die Verbindung zu ihnen her, indem er die Aktivitäten der Gesellschaft mitteilt und so Kontakt hält. Am Schluß des Bandes steht eine 606 Titel zählende Bibliographie der Jahre 1986 bis 1990 zur Grimm-Forschung. Sie ist als fortzuschreibendes Schrifttumsverzeichnis gedacht und wird in den folgenden Bänden fortgesetzt.

Ein Anfang zur periodischen Publikationsarbeit ist also gemacht; er überzeugt. Es bleibt zu wünschen, daß ebenso ansprechende Fortsetzungen folgen. Der Brüder Grimm-Gesellschaft ist zu gratulieren.

*Friedrich-Karl Baas*

Stephan, Hans-Georg: Kacheln aus dem Werraland. Die Entwicklung der Ofenkacheln vom 13. bis 17. Jahrhundert im unteren Werra-Raum. Witzenhausen: Werratalverein 1991, 204 S., 10 Farbtafeln, 180 Abb. (Schriften des Werratalvereins H. 23).

In einer sehr umfangreichen und detaillierten Zusammenstellung ist es dem Autor Hans-Georg Stephan gelungen, die Entwicklung der Ofenkacheln im Werra-Raum aus einer, bisher eher unbeachteten, künstlerischen und handwerklichen Nische zu befreien und diese nordhessische Kachelofentradition in einem neuen, ihr besser gerecht werdenden Licht erscheinen zu lassen. Er beschreibt nicht nur die reine Kachelproduktion, sondern erläutert auch deren Stellenwert in der damals vorherrschenden Wohnkultur, ihre Bedeutung für den Handel als wichtiges Element der wirtschaftlichen regionalen und überregionalen Verbindungen. Durch den Beleg der individuellen nordhessischen Besonderheiten wird dem Leser die Bedeutung des Kachelofens für die damalige Raumgestaltung als Ausdruck der Identifikation mit der jeweils vorherrschenden Kulturepoche verdeutlicht. Kachelöfen waren, im Vergleich zu heute, ein wesentlich wichtigerer Wohn- und Lebensmittelpunkt in allen gesellschaftlichen Schichten.

In einer sehr umfassenden Darstellung führt Hans-Georg Stephan an das unerwartet umfangreiche Thema der Kachel-Tradition in Nordhessen heran, bleibt dabei jedoch sowohl für den interessierten Laien als auch für den Fachmann klar und verständlich.

Chronologisch aufgebaut beginnt seine Beschreibung mit den schlichten Spitzkacheln des 13. Jahrhunderts, setzt aber zu Recht den eigentlichen Schwerpunkt des Buches bei den Blattkacheln der Früh- und Hochrenaissance, die reich und vielfältig ausgestaltet, als die künstlerisch und handwerklich eigenständigsten zu betrachten sind. Ausführungen über Kacheln des Barock und Rokoko beschließen die Darstellungen.

Ergänzend vermittelt Stephan am Anfang des Buches die Grundlagen der archäologischen Forschung im Werra-Raum und schließt mit der Beschreibung der Rekonstruktion frühneuzeitlicher Öfen.

Das Buch von Hans-Georg Stephan stellt ein empfehlenswertes Standardwerk über die Kachelofentradition in Nordhessen dar.

Wünschenswert wäre allerdings ein stabilerer Einband gewesen, ebenso eine graphisch besser ansprechende Gestaltung des Umschlages.

*Michael Daskalakis*



Sippel, Heinrich: Wie ein Hauch von Poesie ... Aus der Sagenwelt der alten Herrschaft Schlitz. 50259 Pulheim 3; Selbstverlag des Verfassers, 68 S., 15 sw-Abb., geheftet, DM 10,— (Heft 24 der Reihe Schlitz im Spiegel der Geschichte).

Einem Germanisten sträuben sich die Haare, wenn er in Verbindung mit Fragen zur Sprach-, Sagen- und Märchenforschung von den „Gebrüdern Grimm“ liest. Auch Sippel unterläuft in seiner Einleitung mit dem Titel „Wie ein Hauch von Poesie ...“ dieser Fehler.

Es gibt aber noch Bedeutsameres an der kleinen Sagensammlung zu kritisieren. Des Verfassers Absicht, die achtzig kleinen Erzählgebilde — in neun thematische Abschnitte untergliedert — in ihrer poetischen Kraft auf den Leser wirken zu lassen, wird durch die zum großen Teil kommentierende Darstellung zerstört. Die Eingriffe in die Erzählung beschädigen die einfachen Formen und beeinträchtigen ihre Lesbarkeit. Es wäre besser gewesen, die erzählte oder bereits zu früherer Zeit aufgezeichnete originale Form mitzuteilen. Der Verfasser hätte dabei auf erklärende Hinweise durchaus nicht verzichten müssen. Sie hätten, den Texten voran- oder nachgestellt, einen besseren Platz gehabt, so wie es mit den vier allgemeinen Hinweisen zur Volkssage geschehen ist. Diese hätten aber dann besser am Anfang des kleinen Bandes gestanden.

Friedrich-Karl Baas

Jonas, Heinrich: Der Kurfersche und das ahle Wibb us Zwehren. Mit 1 Porträt und 12 Illustrationen, hrsg. von Horst Hamecher. Kassel: Verlag Horst Hamecher 1993.

Der interessierte Leser wird den vorliegenden Band mit großer Freude nicht nur einmal, sondern öfter schmunzelnd zur Hand nehmen. Denn so ein waschechter kasseler Dialekt ist ihm schon lange nicht mehr geboten worden! Dem Herausgeber ist herzlich zu danken, daß er die (leider nur wenigen) *Geschichderchen* und *Gedichderchen*, die Jonas hinterließ, der kasseler Nachwelt erhalten hat. Der Leser bekommt hier auf teils humorvolle, teils besinnliche Art einen Einblick in die persönlichen Erlebnisse und Gedanken eines kasseler Zeitgenossen aus dem 19. Jahrhundert. Man fühlt sich auf angenehme Weise in das *ahle Nest* zurückversetzt und nimmt teil am Leben seiner Bürger.

Zugegeben, es ist nicht so leicht, die gebotenen Texte auf Anhieb zu verstehen. Sie sind bis auf behutsame Eingriffe (u. a. Modernisierung der Groß- und Kleinschreibung) im „Urzustand“ belassen, und man muß gelegentlich Stellen mehrmals überlesen, bevor einem die richtige „Übersetzung“ einfällt. Dabei sind das vom Herausgeber angefügte Wörterverzeichnis und die Anmerkungen recht hilfreich. Der Band schließt ab mit einem den Stoff betreffenden Literatur- und einem Namenverzeichnis. Nicht vergessen darf man die hübschen Illustrationen (W. Schwabe), Ansichten aus der im zweiten Weltkrieg untergegangenen Altstadt.

Zu befürchten ist, daß der Kreis der an der kasseler Mundart Interessierten nicht mehr allzu groß ist. Hoffen wir auf die Liebhaber, denen man das Buch nur empfehlen kann.

Wilhelm Engelbach

Ernst, Eugen (Hrsg.): Lache is gesund! Gereimtes und Ungereimtes aus den hessischen Mundartlandschaften. Frankfurt am Main: Kramer 1992, 240 S. geb., zahlr. Zeichnungen. (ISBN 3-7829-0411-7).

Im Zuge einer angestrebten Rückkehr zu den Mundarten bemüht sich Eugen Ernst, Vielfalt und regionale Eigenheiten des Hessenlandes in seinen Mundarten zu dokumentieren; in diesem Band konzentriert er sich auf das Humoristische. Gedichte und Anekdoten aus allen hessischen Dialektlandschaften in populärer Aufbereitung sollen helfen – so das offizielle Grußwort –, die hessischen Mundarten als kulturelles Erbe für die Zukunft zu bewahren.

In einem einleitenden Aufsatz von H. Dingeldein werden die verschiedenen Mundartgebiete vorgestellt. Bei der Auswahl der dann folgenden Texte stehen Frankfurt und Südhessen eindeutig im Mittelpunkt – wen wundert's, ist das Buch doch aus der Arbeit im Hessischen Freilichtmuseum entstanden und vom Frankfurter Kramer-Verlag herausgegeben. Befremdlich nur, daß u. a. Fuldaer Land und Kassel in ein Kapitel gepfercht und damit in einen Topf geworfen sind, wo doch Dingeldeins Dialektkarte (S. 21) den Leser gerade eines Besseren belehrt hat. Auch hätte man sich bei den Texten aus dem hohen Norden besser an Kenner der „Szene“ gewandt, um Entsprechendes zu finden, und es nicht bei dem Argument belassen sollen, „grüblerischer Lebensstil“ (S. 25) sei ausschlaggebend für die magere Repräsentanz des Nordens. Zum Abschluß erläutert der Herausgeber den Zusammenhang zwischen Muttersprache und Mutterwitz.



Die Texte stellen in großer Zahl Altbekanntes (z. B. „Die Blutblas“) neben Aktuelles („A[u]kupunktur“), geben ein doch breites Bild und bieten ein vielseitiges Lesevergnügen. Diesem wäre es sicher nicht abträglich, wenn in der nächsten Auflage die teils spärlichen Worthilfen (was ist, bitte, ein „Stiffschlibben“ oder ein „Steifschächter“?) erweitert, Entstehungsjahre der Texte – soweit bekannt – genannt und zu den Autoren kurze biographische Hinweise angefügt würden: Stoltze und Dietz etwa – für Südhessen Klassiker; aber wo sonst kennt man sie?

Wer noch zögert, das Buch bei nächster Gelegenheit zu verschenken, der sei auf den zusätzlichen Unterhaltungswert der witzigen (wenn auch nicht unbedingt bodenständigen) Zeichnungen von Eva Arzt verwiesen.

Veronika Gerhard

## Thüringen

Ditzel, Olaf: Die Entstehungszeit der Stadt Vacha. Eine Nachbetrachtung zur 800jährigen Wiederkehr der Erstbezeichnung als Stadt 1186–1986. Bad Hersfeld: Ott-Verlag 1991, 72 S., zahlr. Abb. i. T.

In seinem Vorwort führt der Verf. aus, daß die alte thüringisch-hessische Grenzstadt Vacha im Herbst 1989 mit der Öffnung der unmenschlichen Sperranlagen aus einem jahrzehntealten Schattendasein zu neuem Leben erwacht sei. Sein vorliegender Beitrag bezieht sich rückwirkend auf das 800jährige Stadtjubiläum „der bunten Stadt vor der Rhön“ im Jahre 1986 und beleuchtet die frühe urbane Phase Vachas vom 12. bis zum 14. Jahrhundert.

Eingangs wird Vachas Entwicklung vom Wirtschaftshof bis zur Marktsiedlung skizziert. Der Ortsname geht auf das althochdeutsche *fah* zurück, das die Abteilung eines Raumes oder Gewässers zum Fischfang bezeichnet. Der alte Siedlungskern dürfte im heutigen nordwestlichen Stadtbereich um Kirche und Kemenate zu erschließen sein. Dem Verf. ist zuzustimmen, daß der Wille eines Territorialherrn – die Bezeichnung „Landesherr“ ist mißverständlich – zur Gründung einer Stadt nicht ausreichte. Entscheidender dürften wirtschaftliche und verkehrsgeographische, aber auch militärisch-strategische Aspekte gewesen sein. Angesichts der Vielschichtigkeit der Bedeutung der in den Urkunden verwendeten Begriffe *villa*, *oppidum*, *villicatio* und *civitas* läßt sich kein geradliniger Stadtwerdungsprozeß Vachas nachzeichnen. Man kann deshalb 1180 nicht von einem rein agrarisch geprägten Dorf sprechen, wie auch 1186 das *oppidum* Vacha keine vollausgebildete Stadt gewesen sein dürfte. Allerdings weist 1172 die erste Erwähnung eines Vachaer Pfarrers auf das Bestehen einer Kirchengemeinde bzw. einer selbständigen Parochie hin, was ein nicht zu unterschätzender Aspekt für die Anlage der Marktsiedlung ist. Der Vachaer Markt ist als „Straßenmarkt“ zu charakterisieren, der im südlichen Bereich zum „Dreiecksmarkt“ tendierte. Um 1200 war die Eingliederung des dörflichen Bereichs in die stadtähnliche Siedlung abgeschlossen, wofür die Umwandlung der alten Kirche in eine Stadtkirche ein Beleg ist. Den Abschluß des Stadtwerdungsprozesses datiert der Verf. in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Eine Urkunde des Klosters Kreuzberg von 1257 nennt *Conradus de Lengsfeld*, *civis de Vache* als Zeugen. 1315 findet sich der Hinweis auf Schöffen in Vacha und auf „das Siegel unserer Stadt“. Die sich am Ende des 13. und am Anfang des 14. Jahrhunderts häufenden Belege über städtische Gerichtsbarkeit, Selbstverwaltung und Amtsorganisation lassen den städtischen Charakter Vachas immer deutlicher erkennen. 1273 tritt ein *Hermannus scultetus de Vache* in Eisenach als Zeuge auf, und 1276 wird auch erstmals der *villicus* (Stadtvogt) erwähnt. Zur Verteidigung der Stadt diente die Burg, die die Fuldaer Äbte mit Burgmannen besetzten. Zum wirtschaftlichen Aufschwung Vachas trugen die Wollweberei und der Tuchhandel bei, der durch die Lage der Stadt an einer Hauptverbindungsstraße begünstigt wurde.

Unzulässig ist die Verwendung des Begriffs „Feudalklasse“, weil dieser den mittelalterlichen und auch den neuzeitlichen Verhältnissen widerspricht. Der Verf. hätte hier besser von „Oberschicht“ gesprochen.

Ausführungen über den Mauer- und Straßenbau, die Errichtung der neuen Brücke nahe der Burg und die Gründung des Hospitals, die Anlage des Rathauses, Brau-, Fleischer- und Brothauses führen dem Leser die Weiterentwicklung der Stadt Vacha im 14. und 15. Jahrhundert plastisch vor Augen.

Stefan Hartmann



Weiß, Ulman (Hrsg.): Erfurt 742–1992. Stadtgeschichte – Universitätsgeschichte. Weimar: Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger 1992, 684 S., 69 z. T. farb. Abb., 1 Karte, Leinen, DM 88,—.

Die Stadt Erfurt feierte im Jahre 1992 ein Doppeljubiläum: ihre urkundliche Ersterwähnung aus 742 und die Gründung der Universität im Jahre 1392. Eine für beide Anlässe erarbeitete und der Öffentlichkeit vorgelegte Festschrift ist eine Sammlung von 36 Aufsätzen, die einem Gemeinwesen mit einer beachtlichen Geschichte, Kultur, Kunst und einer beeindruckenden Wirtschaftsentwicklung gewidmet sind. Die politischen Veränderungen seit 1989 und die sich danach stellenden Aufgaben an die Kommune als Metropole Thüringens werden ständig neue Herausforderungen bringen, deren Bewältigung im Wissen um die geschichtliche Entwicklung leichter sein wird, denn aus der Historie, so stellt der Herausgeber im Vorwort richtig fest, „wächst die geistige Kultur der Gegenwart und der Zukunft“. Neben der Information der Erfurter Bürger über die Geschichte ihrer Stadt möchte die Schrift also auch eine Entwicklungshilfe sein.

Mit der Geschichte der Stadt verbinden sich die großen Leistungen und das Ansehen einer der ältesten deutschen Universitäten. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die Tätigkeit der bekannten Scholastiker und Humanisten, an das Wirken Martin Luthers, aber auch an die mit der Stadtgeschichte eng verbundenen Namen (wie dem des Schwedenkönigs Gustav Adolf oder dem des Franzosen Napoleon Bonaparte). Erfurt war aber auch die Stadt bedeutender Reichssynoden und Fürstenkongresse. Diesen Ereignissen und noch zahlreichen anderen Sachfragen versucht die mit finanzieller Unterstützung des Magistrats der Stadt herausgegebene Schrift nachzugehen. Es ist erstaunlich, daß eine so große Zahl von Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen ihre Beiträge zur Erhellung der Geschichte, Kunst, Kultur und der Wirtschaft der Stadt beigesteuert hat. Die inhaltliche Spannbreite ihrer Arbeiten reicht von der Ur- und Frühgeschichte, der Stadtarchäologie, der Bau- und Denkmalpflege bis hin zur Numismatik. Ein Teil der Aufsätze beschäftigt sich mit in der Forschung bisher vernachlässigten Fragen, andere bieten völlig Unbekanntes an, stellen z. B. neue Quellen vor oder geben zumindest eine neue Deutung bisher bekannter Sachverhalte. Behandelt werden aber auch lange tabuisierte Probleme aus der jüngsten Vergangenheit.

Die Arbeiten in ihrer Gesamtheit verstehen sich auch als ein Kompendium zur Stadt- und Universitätsgeschichte. Der hervorragende Index von 29 Seiten Umfang erfaßt die Personen- und Ortsnamen und erschließt so die große Fülle mitgeteilter Fakten. Das Werk ist also ein großartiges Arbeitsmittel, in erster Linie aber eine Bilanz über einen bedeutenden Entwicklungsabschnitt einer Stadt und natürlich Anregung für weitere Forschungsarbeiten.

Bei einer Beurteilung der Gesamtleistung des Buches ist auch dem traditionsreichen Verlag für seine verlegerische Arbeit zu danken.

*Friedrich-Karl Baas*

Festschrift 650 Jahre „Steinerne Werrabrücke“ zu Vacha 1342–1992. Hrsg. vom Festausschuß und der Stadt Vacha. Bearb. von Olaf Ditzel, Vacha 1992, 55 S., zahlr. Abb. i. T.

Der Werraübergang bei Vacha war – wie Ditzel schreibt – „einer der neuralgischsten Punkte der uralten Straßenverbindung, die das Rhein-Main-Gebiet auf kürzestem Weg über das thüringische Becken mit dem Raum um Leipzig verband“. Der über Vacha verlaufende Straßenzug erhielt später als wichtigste Verbindung der zwei Messestädte den Namen „Frankfurt-Leipziger Straße“. Nach der im Juli 1342 erfolgten Zerstörung der alten Brücke durch eine gewaltige Hochwasserwelle – zeitgenössische Quellen über dieses Ereignis sind als Folge des Vachaer Stadtbrandes von 1467 nicht überliefert, so daß man sich auf die späteren Berichte der Chronisten Johannes Rothe und Cyriacus Spangenberg beschränken muß – wurde mit der Planung bzw. dem Bau der noch heute stehenden steinernen Werrabrücke begonnen.

Erstmals sicher als Straßenort wird Vacha in einem undatierten Brief des Reinhardsbrunner Epistularkodex von 1144/68 genannt. Die nach 1342 errichtete Brücke wurde mit der Umgestaltung der städtischen Verkehrs- und Befestigungsverhältnisse von der Öchsemündung an den heutigen Platz verlegt, wobei ihre Ausdehnung von ca. 50 auf 250 m Länge bemerkenswert ist. Der Stadtwerdungsprozeß Vachas war um 1300 schon abgeschlossen, worauf das Vorhandensein von Rat, Gericht und Bürgergemeinde hindeutet. Im 14. Jahrhundert entwickelte sich Vacha zur Gewerbestadt mit einer florierenden Wollweberei. Für die wirtschaftliche Prosperität dürfte auch die schon 1323 belegte jüdische Gemeinde – der Name „Judengasse“ ist dafür ein Indiz – ein Zeugnis sein. Nach der Katastrophe von 1342 wird die neue Brücke 1391 in einer Urkunde des Klosters Kreuzberg erwähnt. Zwei weitere Urkunden dieses Klosters von 1394 und 1399 bezeichnen sie als „Steinbrücke“.



Die Brücke hat bald nach ihrer Fertigstellung, die nicht genau datiert werden kann, ihre verkehrsmäßige Rolle gespielt. So reiste 1349 Kaiser Karl IV. von Dresden über Altenburg, Eisenach und Vacha nach Frankfurt, 1350 schlossen die Äbte von Fulda und Hersfeld, die Landgrafen von Thüringen und Hessen und der Graf von Henneberg in Vacha ein Abkommen zum Schutz ihrer Landstraßen, 1388 vereinbarten dort Erzbischof Adolf von Mainz, Landgraf Balthasar von Thüringen und Herzog Otto von Braunschweig einen Burgfrieden für die eroberten hessischen Schlösser und Städte Rotenburg, Melsungen und Niedenstein.

Im folgenden gibt Ditzel einen Überblick über die weitere Geschichte Vachas, wobei der 1406 erfolgte Erwerb von zwei Dritteln des Amtes und der Stadt durch Hessen, der als Feldhauptmann im Bauernkrieg bekannt gewordene Vachaer Hans Sippel und der Übergang des ganzen Ortes an die Landgrafschaft Hessen 1648 als Beispiel genannt seien. Auch im 18. Jahrhundert konnte Vacha seine Bedeutung als Verkehrsknotenpunkt bewahren, wobei seine Lage an der 1723 eingerichteten Postlinie Nürnberg-Amsterdam und am Postkurs Frankfurt-Leipzig eine Rolle spielte. 1816 trat das Kurfürstentum Hessen Vacha an Sachsen-Weimar-Eisenach ab, die hessische Herrschaft über die Stadt war damit beendet. Nun kamen Jahrzehnte des wirtschaftlichen Niedergangs, denen erst nach der Erschließung der Kalisalzlagerstätten am Ende des vorigen Jahrhunderts wieder bessere Zeiten folgten.

Die deutsche Teilung nach dem Zweiten Weltkrieg schloß das nun unmittelbar an der Zonengrenze liegende Vacha von seinem hessischen Hinterland ab. 1952 führte das SED-Regime die Vertreibung von Einwohnern des Sperrgebiets durch, von der über 100 Familien aus Vacha betroffen waren, die ins DDR-Hinterland umgesiedelt wurden. Am 4. Juni 1962 entstand am Südende der Werrabrücke vor dem Bauernhof Groß die erste Mauer an der innerdeutschen Grenze. Die durch Sperranlagen verunstaltete Werrabrücke ließ nichts mehr von ihrer ehemaligen verkehrsverbindenden Aufgabe erkennen. Erst die Ereignisse des Novembers 1989 leiteten eine neue Ära ein, in der Vacha – wie schon in früheren Zeiten – eine Brückenfunktion zwischen Thüringen und Hessen erhalten kann.

*Stefan Hartmann*

Thimm, Günther: Gärten und Parks in Thüringen; mit Fotos von Ulrich Kneise. Marburg: Hitzeroth 1992, 154 S. mit 96 Abb., davon 32 in Farbe, DM 48,—.

Bei Schlössern, Kirchen und anderen Baudenkmalern ist man geschult, auf die verschiedenen Stilepochen zu achten. Man fragt nach der Entstehungsgeschichte und bestaunt die dargebotene Ästhetik. Gärten und Parkanlagen als Kunstwerk zu betrachten, ist kaum verbreitet, obwohl der Zeitgeschmack verschiedener Epochen die Park- und Gartengestaltung ebenso geprägt hat. Auch die Parkgestaltung war eine Kunst, und namhafte Architekten und Gartenkünstler haben hier ihre Vorstellungen verwirklicht. Das Buch will Interesse wecken, auch diese Kulturdenkmäler und damit Schätze Thüringens bewußter wahrzunehmen.

Thüringen ist besonders reich an künstlerischen Anlagen, da dort die kleinstaatliche Zergliederung eine Vielzahl von Residenzen hervorbrachte. Der Autor, Günther Thimm, ist Kenner auf dem Gebiet der Garten- und Landschaftsgestaltung. Als Oberkonservator im Thüringischen Landesamt für Denkmalpflege in Erfurt ist er zuständig für die Gartenkunst. Dies prädestiniert ihn, einem breiteren Publikum verschiedene Stilrichtungen der Park- und Gartengestaltung vorzustellen – darunter namhafte Künstler wie Gottfried Heinrich Krohne, Fürst Pückler-Muskau und Carl Eduard Petzold.

Erst 1975 hat man begonnen, „Denkmale der Landschafts- und Gartengestaltung“ statistisch zu erfassen. Zu diesem Zeitpunkt waren jedoch viele Anlagen bereits verwildert und verwahrlost; die ursprüngliche Raumstruktur und die Sichtbeziehungen waren kaum noch erkennbar. Der Autor Günther Thimm ist somit ein gartenkünstlerischer Spurensucher. Mit Hilfe von Text- und Bildquellen rekonstruiert er den Originalstand und zeigt auch dessen Umgestaltungen. Neben vielbesuchten stellt er auch weniger bekannte Anlagen vor.

Dem Leser wird ein historischer Querschnitt der Gartenkunst geboten – jedoch muß er dafür das Buch intensiv durcharbeiten; es fehlen diesem sowohl eine strukturierende Einleitung als auch ein zusammenfassender Schlußteil. Dabei hätten gerade einige einleitende Erklärungen sehr hilfreich sein können, um die Parkanlagen einzelnen Stilepochen zuordnen zu können.

Das Buch will einem breiten Publikum die Augen für die künstlerische Parkgestaltung öffnen – jedoch bedarf gerade das ungeschulte Auge strukturierender Lernhilfen, wie z. B. schematischer Darstellungen, die den künstlerischen Entwurf verdeutlichen. Aus dem Text heraus sind die künstlerischen Parkanlagen bei vorliegendem Band oft nur schwer nachvollziehbar. Erschwert wird das



bildliche Verständnis weiterhin durch ein gewisses Übermaß an Zitaten. Die vielen Photographien sind zwar ein künstlerischer Genuß und laden zum Selbst-Entdecken ein; doch verschaffen sie nur selten einen wirklichen Einblick in die Parkstruktur. Oft fehlt vor allem der Text-Bild-Bezug. Ergänzende Bilder sind vorhanden, doch sie können wegen des fehlenden Hinweises leicht übersehen werden.

Insgesamt bleibt Thimms „Gärten und Parks in Thüringen“ ein Gewinn. Es öffnet die Augen für den denkmalpflegerischen Wert dieser Parkanlagen, deren Erhalt – neben finanziellen Mitteln – vor allem Fachkenntnisse erfordert. Und fehlen auch auf der einen Seite manche Gliederungshilfen, so ist das Buch andererseits reich an farbigen Darstellungen, historischen Verweisen, kleinen Geschichten, literarischen Bezügen, die tiefere Schichten hinter dem jetzt Sichtbaren lebendig werden lassen.

*Veronika Jäger*

## Außerhessische Themen

Rütten, Raimund, Jung, Ruth, Schneider, Gerhard (Hrsg. u. Red.): Die Karikatur zwischen Republik und Zensur. Bildsatire in Frankreich 1830 bis 1880 – eine Sprache des Widerstands? Marburg: Jonas Verlag 1991 (1992), 504 S., 535 Abb., geb., DM 86,– (ISBN 3-922651-97-7).

Karikaturen kann man auf mancherlei Weisen genießen. So sind sie z. B. Zeugnisse eines seit Jahrhunderten gepflegten Gestaltungs- und Darstellungsprozesses, innerhalb dessen sie – weltweit vergleichbar und doch mit deutlich nationalen Zügen – eine eigene Art der Bildersprache entwickelt haben, deren Kern die Situationsanalyse und gezeichnete Isolation des hauptsächlichen Bezugs-/Kritikpunktes ist. So stehen z. B. die bildnerischen Elemente, die technische Ausfüllung oder vielleicht gerade auch der persönliche Stil eines bestimmten Karikaturisten im Zentrum des Betrachterinteresses. Die Abbildungsfülle des hier angezeigten Bandes erlaubt unendlich viele künstlerische Fragen und gibt/ermöglicht kaum weniger Antworten darauf.

Karikaturen, vor allem die in diesem opulenten Band vorgestellten politisch-satirischen, stellen jedoch zugleich auch eine der kurzlebigsten künstlerischen Ausdrucksformen überhaupt deshalb dar, weil für sie allein die Aktualität der Nährboden ist, dessen sie – um verstanden zu werden – uneingeschränkt bedürfen. Wenn nicht die künstlerische Lösung an sich, eine über die Zeiten wirkende Symbolik oder eine besonders einprägsame Etikettierung von Personen der Zeitgeschichte diese Kunstform vor schnell eintretendem Unverstandensein bewahren, dann sterben Karikaturen mit dem Ereignis (der Person), das sie bezeichnen, und gehen mit diesen in der Geschichte unter.

Mit dieser Feststellung ist zugleich die Problematik bei allen 34 Aufsätzen dieses Sammelbandes benannt: Um die Bedeutung und die Aussagekraft einer Karikatur und in etwa auch ihre Wirkung in der politischen Auseinandersetzung in Frankreich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wenigstens annähernd greifbar zu machen, bedarf es zumeist einer umfassenden Ausleuchtung des Hintergrundes, häufig genug auch der Diskussion der durch die Zeichnung anspielend beigezogenen Parallelen und nicht zuletzt einer Vorstellung der angewandten Stilmittel (dazu gelegentlich der Biographie ihres Autors). Die 1988 in Frankfurt zu einem internationalen Kolloquium versammelt gewesenen Autoren aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen bewältigen diese Aufgabe der Materialdiskussion alle in etwa gleicher Weise: durch eine schier ungeheure Menge an beigebrachten Fakten zu den Bildbeigaben und durch eine um jedes Detail bemühte Interpretation der Illustrationen. Daß bei diesen durchgängig nach enzyklopädischer Vollständigkeit strebenden Wissensnachweisen „akademisches Imponiergehabe“ allgegenwärtig ist, hat DIE ZEIT – nicht ohne einen eigenen Hang zur Karikatur – zu diesem Band vermerkt: „Leider bedienen sich die meisten Autoren und Autorinnen eines aufgeblasenen kommunikationstheoretischen Fachjargons, der nicht selten die Grenzen des Lächerlichen überschreitet“ (Nr. 50, 4. Dezember 1992, S. 17).

So schlimm steht es mit dem vorliegenden Band sicher in keinem Fall, richtig jedoch ist auch, daß der umfangreiche Text (mit seinen vielen fremdsprachlichen Einsprengseln) eher Hürden bei der Beschäftigung mit den Abbildungen aufrichtet, als daß er sie beseitigt.

Fazit: In der Gestaltung vollständig empfehlenswert (Literaturverzeichnis inklusive), im Faktenangebot der Texte kaum zu bewältigen.

*Helmut Burmeister*



Hars, Peter: Der Dareikos. Schicksale um eine Goldmünze. Stuttgart: Theiss Verlag 1992, 347 S.; m. einer Karte, Personenverzeichnis und Zeittafel; geb., DM 39,80 (ISBN 3-8062-1047-0).

In einem geschichtlich weit gespannten Bogen von 491 v. Chr. bis 881 n. Chr. erzählt der Autor in neun Geschichten Lebensetappen von Menschen verschiedener Epochen.

Eine Goldmünze, die der persische König Dareios I. prägen ließ und die nach ihm benannt wurde, wechselt ihre Besitzer. Sie ist das Bindeglied zwischen den dargestellten menschlichen Schicksalen, bis sie schließlich in einer Sturmnacht im neunten Jahrhundert für mehr als 1000 Jahre auf dem Grund der Nordsee verschwindet.

Die verschiedenen Erzählungen vermitteln dem Leser in unkonventioneller Weise und spannender Form wichtige historische Ereignisse, die zeitlich zwischen der Schlacht bei Marathon und der Plünderung von Aachen durch die Wikinger liegen. Jedes Mal begegnen uns Personen, die mit ihrem Handeln und mit ihren Gefühlen zeigen, wie sie sich in den jeweiligen geschichtlichen Geschehnissen verhalten haben. Sie lassen den Leser diese neun Ereignisse mit weltgeschichtlichen Dimensionen unterhaltend miterleben.

Wenn auch der Autor diese Geschichten mit viel Kolorit und großer Phantasie erzählt, so sind sie doch sorgfältig durch eine genaue Ermittlung der historischen Ereignisse belegt. Interessant sind auch die am Ende des Buches angeführten Darlegungen zur verwandtschaftlichen Verbundenheit aller in Europa lebenden Menschen. Durch diesen Hinweis will der Autor des Buches die in seinen Erzählungen handelnden Menschen als unsere Vorfahren nahebringen.

Die Erzählungen um die Goldmünze können als ein gelungenes Experiment, geschichtliche Ereignisse narrativ zu vermitteln, angesehen werden.

Für den numismatisch interessierten Leser wäre allerdings ein tieferes Eingehen auf die Münze selbst wichtig gewesen.

*Egon Sprecher*

Bott, Gerhard (Hrsg.): Focus Behaim Globus. Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum 1992. Teil 1: Aufsätze. Teil 2: Katalog. 977 S. Farbige und s/w Abb.

Das Thema „Behaim Globus“ ist nicht nur im regionalen Umfeld der Stadt Nürnberg als seinem Entstehungsort emotional stark vorbelastet. Die Gestalt des Martin Behaim, der als Verfertiger des ältesten erhaltenen Erdglobus gilt, war ein beliebtes Motiv einer populären, national orientierten Geschichtsdarstellung. Dagegen blieb die ernsthafte historische Beschäftigung mit dem Globus und den Umständen seiner Entstehung merkwürdig mangelhaft. In diesem Sinne bietet der zur Jubiläumsausstellung 1992/1993 im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg aufgelegte Katalog umfangreiche, gut fundierte Analysen, die dieses Defizit beheben können.

Wie die Exponate der Ausstellung gruppieren sich die Aufsätze um den im Brennpunkt stehenden Globus. Dieser ist die Hauptsache, wird aber gleichzeitig zum Katalysator, um die Situation seiner Entstehung von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Beginnend mit dem modernen Weltbild werden im Aufsatzband Einblicke in antike, mittelalterliche und frühneuzeitliche Vorstellungen vom Kosmos und vom Sonnensystem gegeben. Es schließt sich eine Beschreibung der verschiedenen Ansichten von der Erdoberfläche an. Im Zentrum stehen die Person Martin Behaims, die Entstehungsumstände seines Globus sowie der Globus als künstliches und wissenschaftliches Objekt selbst. Ausgehend von dem auf dem Globus präsentierten Weltbild wird ein Ausblick auf die Reisemittel der Entdecker, ihre Fahrten und Entdeckungen geboten. Ganz wichtig und in der Ausstellung mit hervorragenden Exponaten belegt ist auch die Darstellung der Folgen der Entdeckungen: Neue Tiere und Pflanzen, neue Gewürze und Nahrungsmittel, fremde Völker und Kulturen haben das Leben der Mitteleuropäer entscheidend verändert. Dargestellt wird aber nicht nur, wie die neu entdeckte Welt auf die Europäer wirkte, es wird auch gezeigt, wie die „Entdeckten“ die Europäer sahen.

So entsteht ein Panoptikum des Weltbilds, das für manch einen überraschende Erkenntnisse bereithalten dürfte. Vieles von der fortschrittsorientierten Darstellung der Entdeckungsgeschichte, der damit verbundenen verächtlichen Betrachtung vermeintlich rückständiger mittelalterlicher Anschauungen und der Überhöhung der Entdeckergestalten wird hier zurechtgerückt. Auch das vor allem bis zum Ende des 19. Jahrhunderts geprägte Bild Martin Behaims, der fast zu einem deutschen Kolumbus aufgebaut worden war, wird hier in wohlthuender und für manchen vielleicht auch ernüchternder Weise korrigiert.



Als Kritikpunkt bleibt die zum Teil unerträgliche Häufung von Druckfehlern. Man mag es als Formalie ansehen, aber ein solches Thema und inhaltlich derart solide Aufsätze haben auch eine handwerklich einwandfreie Ausführung des gedruckten Wortes verdient. Dies ist eine Frage des Respekts vor dem Thema wie auch dem Leser.

Der Katalogband glänzt durch reichhaltige Bebilderung und ausführliche Texte zu den einzelnen Exponaten der Ausstellung. Sehr gut sind auch die den einzelnen Exponatbeschreibungen beigegebenen, zum Teil sehr umfangreichen Literaturhinweise. Als bemerkenswertes Detail seien die zahlreichen Astrolabien genannt, die in dieser Reichhaltigkeit wohl selten anzutreffen sein werden. Hier zählen sich die großen Bestände des Germanischen Nationalmuseums aus. Man merkt, daß Nürnberg eines der Zentren der Produktion dieser vielseitigen astronomischen Instrumente war, die der Forschung weiterhin Rätsel aufgeben.

Insgesamt muß man sagen, daß die Lektüre dieses Aufsatz- und das Studium des Bildbandes ungemein spannend ist. Eine der wichtigsten Epochen für unser modernes Weltbild, der Umbruch von der Antike zur Moderne, wird hier – ausgehend von einem einzigen Objekt – ausgeleuchtet. Gerade die Idee, die Entwicklung des Weltbildes bis Behaim auf den Globus zu fokussieren und von dort die Lichtstrahlen aus dem Brennpunkt ausgehen zu lassen, um die Folgen zu beleuchten, ergibt eine vorbildliche Umsetzung einer Realie für die Forschung. Bei der Qualität der Aufsätze und der im Katalog wiedergegebenen Exponate der Jubiläumsausstellung wird daraus eine runde Angelegenheit.

*Micha Röhring*

Hug, Wolfgang: Geschichte Badens. Stuttgart: Theiss Verlag 1992, 432 S., zahlr. Abb., Ln., DM 68,— (ISBN 3-8062-1022-5).

Prof. Dr. Wolfgang Hug, Jahrgang 1931, der Autor dieser „Geschichte Badens“, ist Lehrer der Pädagogischen Hochschule in Freiburg und Verfasser von Schulbüchern und Lehrmitteln für den Geschichtsunterricht sowie von wichtigen theoretischen Darstellungen zur Präsentation von Geschichte in den Museen (s. z. B. „Das historische Museum im Geschichtsunterricht“, vgl. meine Hinweise in: Hess. Bl. f. Volks- und Kulturforschung NF 10, 1980, S. 153–155).

Diese Andeutungen mögen genügen, um erkennbar zu machen, daß hier ein Autor mit einem ganz ausgeprägten Interesse an der breiten Vermittelbarkeit seines Stoffes darangegangen ist, aus einer historischen Faktenkette einen lebendig-informativen Leitfaden durch die z. T. recht komplizierte Geschichte Badens zu machen. Eine klare Gliederung (4 Hauptteile à 10 Kapitel) hilft ihm bei der Strukturierung der über ca. 2500 Jahre von den „Spuren der Frühzeit“ und den Kelten bis zur Gründung des Bundeslandes Baden-Württemberg 1952 reichenden Materialfülle.

Geschichte verliert in der Darstellung Hugs ihre leserferne Abstraktheit, sie wird – weil immer wieder gerade auch in den Erfahrungen der Unter- und Mittelschichten gespiegelt – vorstellbar, nachvollziehbar, beurteilbar. Der übliche wissenschaftliche Apparat macht die Arbeitsvoraussetzungen des Autors deutlich.

Ein textlich und verarbeitungsmäßig hervorragender Band in Theiss-Qualität; allein Stand, Größe und Drucktechnik der Abbildungen befriedigen nicht immer. Ein empfehlenswerter Band in der Reihe der Geschichten der heutigen Bundesländer.

*Helmut Burmeister*

Museumsverband Baden-Württemberg e. V.: Museen in Baden-Württemberg. Stuttgart: Theiss Verlag 1992, 3. völlig überarb. u. erw. Aufl., bearb. v. Karin Baumann, 496 S., zahlr. farbige Abb., DM 39,80 (ISBN 3-8062-0693-X).

Der Theiss-Verlag legt mit dem hier angezeigten Band ein vorzüglich handhabbares Verzeichnis der „Museen in Baden-Württemberg“ in dritter Auflage vor. Der durchgehend farbig illustrierte, mit 496 Seiten gegenüber der zweiten Auflage 1977 doppelt so umfangreiche Führer dokumentiert mit einer Erhöhung der Zahl der vorgestellten Museen von rd. 400 auf nunmehr 930 den „gewaltigen Aufschwung“ (so Prof. Dr. Harald Siebenmorgen, der Präsident des Museumsverbandes Baden-Württemberg e. V.), den das Museumswesen in unserem südlichen Nachbarbundesland genommen hat.



In alphabetischer Ordnung werden die auf einer beigegebenen zweiteiligen Standortkarte verzeichneten Museen vorgestellt. Ein ausführliches Register erleichtert/ermöglicht den thematischen/inhaltlichen Zugriff auf die angegebenen Sammlungen. Für den Benutzer hilfreich schematisiert (und in den betreffenden Angaben vergleichbar gemacht) werden unter 24 Chiffren alle organisatorischen und inhaltlichen Hinweise zu den Museen, von „BB“ (Besucherbetreuung) über „L“ (Museumsleiter) zu „WA“ (Wechselausstellungen). Erfreulich ist die Konsequenz, mit der unter „DA“ (Dauerausstellung) und „G“ (Geschichte) die beiden Hauptidentifikationsmerkmale jeden Museums verzeichnet sind; begrüßenswert ist die Rubrik „SV“ (u. a. Sonderveranstaltungen und Museumspädagogik). Der praktischen Nutzung durch den potentiellen Gast kommt entgegen, daß das Museumsgebäude selbst (das oft genug das wichtigste „Objekt“ ist) und dazu die betreffende Ausstellungssituation häufiger abgebildet sind als etwa herausgehobene Einzelstücke; der Reichtum an sehenswertem Kulturgut in den Museen bleibt für den Betrachter dennoch präsent. (Bei der Auswahl der Abbildungen hier den richtigen Mittelweg zu finden, wird noch lange das Bemühen auch in anderen Landesverbänden prägen!)

Uneingeschränkt empfehlenswert in handlichem Taschenbuch- und Reisebegleiterformat.

*Helmut Burmeister*

Enders, Lieselott: Die Uckermark. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18. Jahrhundert. – Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam, Bd. 28, hrsg. von Friedrich Beck. Weimar: Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger 1992, 731 S., 43 z. T. farbige Abb., Ln., DM 98,–.

Wer von der Uckermark hört, denkt zunächst an die herrlichen Backsteinbauten, etwa an den Giebel der Marienkirche in Prenzlau, dessen freistehendes Ziermaßwerk aus roten und schwarzen Glasursteinen als eine der großartigsten Kunstleistungen der Backsteingotik gilt, oder an das reich gegliederte und doch strenge Westwerk des Zisterzienserklosters Chorin, der bekannten Tochtergründung von Lehnin. Aus der Erinnerung treten aber auch die für die Uckermark so typischen Kirchenanlagen aus sorgfältig geschichtetem Feldstein, als Hallenkirchen mit meist westlichem Breiturm konzipiert, hervor. Sie sind als städtische Anlagen in Angermünde oder in dörflicher Prägung mit bescheideneren Maßen und in schlichterer Ausführung in Dedelow, Kreis Prenzlau, und in etwas stärker gegliederter Form mit einem einmaligen Turmbau in Briest, Kreis Angermünde, aber auch in vielen anderen Dörfern zu sehen. Für den Besucher eindrücklich ist sicher auch immer wieder der schlichte Feldsteinbau mit massivem Turm und runder Apsis in Grünow, Kreis Angermünde. Es ist die einzige Chorturmkirche östlich der Elbe. Im profanen Bereich sind es die vielen erhaltenen Teile der Wehranlagen in den kleinen Landstädten, wie etwa in Templin. Zur Uckermark gehören aber auch die zahlreichen kleinen Gutshäuser, von denen leider ein erheblicher Teil große Kriegsschäden hat hinnehmen müssen.

Wer über diese Reiseindrücke hinaus mehr über die Landschaft zwischen Zehdeniker Platte und dem Oder- und Randowtal erfahren möchte, hat jetzt dazu die Möglichkeit. Die von einer Mitarbeiterin des Brandenburgischen Landeshauptarchivs in Potsdam erarbeitete erste zusammenhängende Darstellung der Geschichte der Uckermark vom 12. bis zum 18. Jahrhundert kann dazu dienen.

Die Verfasserin breitet ihre Forschungsergebnisse, auf der Grundlage einer bisher einmaligen Quellenauswertung erarbeitet, in fünf Großkapiteln, quellenmäßig gut belegt, aus. Das als wissenschaftliche Darstellung konzipierte und erarbeitete Buch ist aber so gestaltet, daß es auch der Laie mit großem Gewinn lesen kann. Er erfährt zunächst etwas über die Entwicklung dieser großartigen und historisch bedeutsamen Landschaft aus dem 12. bis zum beginnenden 14. Jahrhundert. Thematisiert sind die Herausbildung der Grundherrschaft, der frühe Landesausbau, die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse sowie die Entstehung von Kunst und Kultur. Im 14. und 15. Jahrhundert geriet die Uckermark in eine Krise. Diese war einmal politisch, aber auch wirtschaftlich begründet. Das 16. und 17. Jahrhundert erwiesen sich als eine Zeit des Friedens und der Konjunktur. Sie führte zur Festigung der Landesherrschaft, bildete im dörflichen und städtischen Bereich aber auch stärkere soziale Gegensätze heraus. Mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges folgte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts wieder eine Zeit der Kriege und tiefgreifender sozialer Veränderungen. Am Ende dieser Epoche stand die Ansiedlung französischer Glaubensflüchtlinge, die besonders in der Uckermark in den Städten Strasburg, Schwedt und Angermünde Bedeutung für Kultur und Wirtschaft erlangten. Das 18. Jahrhundert war durch den Siebenjährigen Krieg und die ersten Versuche einer Bauernbefreiung gekennzeichnet.



Einen Schwerpunkt in der Darstellung bilden die bäuerlichen und bürgerlichen Lebensverhältnisse. Die Verfasserin zeichnet nicht vorrangig die Linien der großen Geschichte nach, sie betrachtet die Ergebnisse möglichst von unten, aus der Sicht der damals in der Uckermark lebenden Menschen. Sie erforscht ihr Leben und ihre Haltung nach bisher unausgewerteten Quellen der Archive in Potsdam und Merseburg. Ihr Arbeitsprinzip ist es dabei, möglichst zu konkretisieren und den Namenlosen der Geschichte aufgrund beispielhafter Quellenberichte Namen zu geben und sie in ihren Wohnorten „handeln“ zu lassen. Auf diesem Wege erarbeitet sie zahlreiche ortsgeschichtliche Fakten bis in die Familiengeschichte hinein. Das über 40 Seiten zählende Personen- und Ortsregister zeigt, daß fast jedes Dorf in irgendeinem Zusammenhang in die Gesamtgeschichte eingebunden ist, ebenso viele Familien. In Verbindung mit dem ebenfalls beigegebenen Sachregister und Glossar wird das Buch zu einem hervorragenden Nachschlagewerk für unzählige territorial- und ortsgeschichtliche Fakten.

Diese erste aus Quellen erarbeitete Darstellung der frühen Geschichte der Uckermark schließt eine Lücke in der Forschung zur brandenburgischen Geschichte und sollte bei möglichst vielen Familien Eingang finden, um ihren Mitgliedern gerade jetzt eine Hilfe bei der Identifikation mit der Geschichte ihrer Heimat zu geben. Und eine Lektüre durch Nicht-Uckermärker wird sicher dazu führen, daß das durch äußere Eindrücke gewonnene Bild von dieser Landschaft durch zusätzliche historische, soziale und kunstgeschichtliche Informationen vertieft und gefestigt wird.

Es wäre wünschenswert, wenn die Verfasserin auch die noch verbleibenden zweihundert Jahre Uckermärkischer Geschichte bearbeiten würde.

*Friedrich-Karl Baas*



## Grußwort zum Tag der hessischen Landesgeschichte 1993

*Sehr geehrte Damen und Herren,*

*zum Tag der hessischen Landesgeschichte 1993 übersende ich Ihnen meine herzlichen Grüße, die insbesondere an den Veranstalter, den Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e. V. in Kassel und seine mittlerweile 18 Zweigvereine gerichtet sind.*

*Die Arbeit Ihrer Vereinigung, die sich hauptsächlich in Nordhessen, aber auch zunehmend darüber hinaus, darauf richtet, historische Zusammenhänge und Erkenntnisse in ansprechender und verständlicher Weise einem breiten, interessierten Publikum nahezubringen, verdient die Anerkennung der hessischen Landesregierung. Die Kulturpolitik eines Landes, die sich notwendigerweise in der Hauptsache auf Förderung, Koordinierung und nur gelegentlich auch Anregung von kulturellen Einrichtungen und Initiativen beschränken muß, liefe ohne die engagierten Aktivitäten unzähliger Bürger ins Leere. So stellt auch die Tätigkeit der Geschichtsvereine, die einen idealen Rahmen für historische Forschung und wissenschaftlichen Austausch bieten, eine wichtige Stütze und notwendige Ergänzung dar, ohne die sinnvolle Kulturpolitik nicht umgesetzt werden kann.*

*Ich möchte Sie deshalb ermutigen, Ihre engagierte Arbeit wie bisher fortzusetzen und sich hierbei als Partner innerhalb eines hessenweiten kulturellen Netzwerkes zu begreifen.*

*Mit freundlichen Grüßen*



Prof. Dr. Evelies Mayer  
Hessische Ministerin für Wissenschaft und Kunst